

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr. 2 / 2015

Brunnenthal, 15.5. 2015

Wer sich einsetzt, setzt sich aus (Margit Hauff)



Liebe Schwester, lieber Bruder,

vor kurzem haben wir in der Karwoche und an Ostern dessen gedacht, der sich wie niemand sonst bis ans Äußerste eingesetzt und

ausgesetzt hat und der deshalb von Menschen beseitigt, von Gott aber auferweckt und erhöht wurde.

Gott wusste von Vornherein, was ihm bevorsteht, wenn er Mensch wird und sich Menschenhänden überlässt.

Menschenhände werden ihm Berührendes schenken, Zuwendung, Zärtlichkeit, Liebe, Geborgenheit und Schutz.

Menschen werden ihn an der Hand nehmen und ihn alles lehren, was er als Mensch können muss, um menschliches Leben zu bestehen und zu gestalten.

Sie werden ihm an die Hand gehen, ihn stützen und ihn aufheben, wenn er fällt, und ihn lehren andere an der Hand zu nehmen und sie aufzurichten.

Sie werden ihn umarmen und ihn spüren lassen, wie sehr sie ihn schätzen und lieben.

Aber sie werden auch das Gegenteil von all dem tun. Sie werden ihre Hände zu Fäusten ballen und sie in die Höhe strecken, wenn sie ihr „Kreuzige ihn!“ brüllen. Sie werden bar jedes Mitgefühls sich an ihm vergreifen, ihm mit ihren Händen ausgesuchte Quälereien antun, ihn demütigen und ihn schließlich ans Kreuz schlagen und ihn umbringen.

Mitfühlende Hände werden ihn zuletzt wieder umfassen und ihn als Toten vom Kreuz nehmen und ihn ins Grab leben...

Obwohl Gott wusste, was ihm bevorsteht, hat er sich eingesetzt und ausgesetzt – und das nicht in erster Linie für die, von denen er Gutes zu erwarten hatte, sondern gerade für jene, die ihn vorher schon links liegen ließen, sich gegen ihn auflehnten, sich den Werken der Finsternis verschrieben hatten und die ihn nicht aufgenommen hatten.

Karl Herbst schreibt in seinem Buch „Was wollte Jesus selbst?“ zur Ankündigung Jesu, dass er Menschenhänden preisgegeben werde (Mt 17,22 und 20,18 / Mk 9,31f / Lk 9,44f): „An sich nur eine alltägliche, traurige Erfahrung. Was ist daran so unbegreiflich? Dass auch Jesus diesem Gesetz des Dschungels unterworfen sein soll! Ihn hielten sie doch für den Messias, der unter dem besonderen Schutz Gottes steht. Wo bliebe da Gott?

Gott ist mittendrin. Der Mensch ‚wird ausgeliefert‘. Passivum divinum; von Gott ausgeliefert. Gott überlässt ihn Menschenhänden, ohne einzugreifen. Das ist härteste Gottesernüchterung, nahe am Atheismus... Doch das Unbegreifliche, dass ein liebender Gott den Menschen Menschenhänden überlässt, hat auch Jesus nicht rational aufgelöst. Er, der reine Mensch, hat es bescheiden akzeptiert und hat dennoch Gott vertraut. Dieses ‚dennoch‘ trennt die Nüchternheit Jesu von der Nüchternheit dessen, der sagt: Da ist kein Gott. – Jesus hat nicht nur zum Voraus mit seiner Auslieferung

durch Gott gerechnet, er hat sie am Ende erfahren. Am Kreuz, wo sein Gott ihn hängen ließ. Aber er hat diese ärgste Zerreißprobe bestanden in der Kraft des Gottvertrauens. Denn mit dem alttestamentlichen schwergeprüften Menschen hat er jenen Psalm (22) gebetet, in dem es heißt: Warum gabst du mich wilden Tieren preis? Und dennoch bist du mein Beschützer vom Mutterleib an. Und dennoch werde ich leben.“ (Seite 110f)

Seit den Tagen der Menschwerdung Gottes und des irdischen Lebens Jesu bis heute hat sich am Verhalten der Menschen im Guten wie im Bösen grundsätzlich nichts geändert. Anders wurde zwar vieles in den Möglichkeiten und Formen, aber nichts in den Grundstrukturen der Menschen. Auch an der Unbegreiflichkeit Gottes hat sich nichts geändert. Trotz allem, was Menschen einander antun, hat dieser unbegreifliche Gott aber auch mit den Menschen nicht aufgegeben und nicht das Handtuch geworfen.

Jesus hat auch seinen Auftrag an seine Jünger und Jüngerinnen, sich so wie er einzusetzen und auszusetzen für das Reich Gottes, dass also endlich Gott in allen und allem zum Zug kommt, dass das Licht die Finsternis überwindet, nicht zurückgenommen oder beendet. Ganz im Gegenteil. Kaum jemals in der Weltgeschichte hat der Himmel größere Anstrengungen unternommen, den Menschen die Augen zu öffnen. Und noch nie haben sich mehr Menschen für das Reich Gottes eingesetzt, noch nie wurde so viel Gutes im Namen Jesu von Gott erbeten und getan. Aber ebenso noch nie haben so viele Menschen ihr Einsetzen und Aussetzen für den christlichen Glauben, den Dienst für Gott und für die Menschen mit Verfolgung, Demütigung, Vertreibung und Tod bezahlt. Das Licht ist nicht erloschen – trotz aller sich steigernden Raffiniertheit und Brutalität der Mächte Finsternis.

Im Gegenteil, es strahlt umso heller, je mehr versucht wird, es zu löschen.

An jeder und jedem von uns liegt es, dass wir uns dazu entscheiden, uns einzusetzen und damit automatisch auch auszusetzen. Es zahlt sich aus, auch wenn es allzu oft sinnlos erscheint.

Der Blick auf Jesus gab Thomas Morus die Gelassenheit, dem Henker, der ihm vorhielt, das habe er davon, dass er nun den Kopf verliere, weil er dem König den Gehorsam verweigert habe, zu antworten: „Wenn ich nur meinen Kopf verliere, dann habe ich nicht viel verloren. Wenn ich aber Gott verliere, dann habe ich alles verloren.“

Wir werden in unseren Landen mit fast 100%iger Sicherheit nicht unser Leben verlieren, wenn wir uns in der jeweils erforderlichen Weise einsetzen und aussetzen. Die Nachteile, die wir dazu in Kauf nehmen müssen, sind meist kaum nennenswert.

Meist genügt es bereits, wenn wir Ichbezogenheit, Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit und Menschenfurcht überwinden, um uns mit einem offenen Wort, einer Richtigstellung von unsinnigem Blabla oder verletzenden Vorurteilen und dergleichen einzusetzen.

Es gilt dafür ebenso wie in vielem anderen das afrikanische Sprichwort: „Wenn viele kleine Leute an vielen kleinen Orten viele kleine Dinge tun, werden sie die Welt verändern!“

Heldentaten werden in unseren Landen nur selten von uns verlangt werden, meist handelt es sich um etwas, zu dem der gesunde Hausverstand lediglich bemerken wird: „Ist doch ohnehin selbstverständlich!“

Gut, dass es noch viele gibt, für die dies tatsächlich selbstverständlich ist.

Schön, wenn wir da dazugehören, noch schöner, wenn für uns noch so manches, was bereits als herausfordernd oder nicht mehr zumutbar angesehen wird, auch noch selbstverständlich ist.

Chancengleichheit oder Chancengerechtigkeit?

Chancengleichheit ist ein allgegenwärtiges Schlagwort.

Ihren Ursprung hat die Gleichheitsvorstellung in den drei Worten aus der Zeit der Französischen Revolution, die man in

Frankreich auf fast allen öffentlichen Gebäuden lesen kann: Liberté – Égalité – Fraternité (Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit).

Der Gendermainstream hat inzwischen diese Gleichheitsvorstellung auf alles ausgedehnt und sie zu einer Ideologie sogar gegen die Natur überzogen.

Dabei sagt uns bereits der ganz gewöhnliche Hausverstand, die Beobachtung der Natur und die nüchterne Sicht des alltäglichen Lebens, dass die Verschiedenheit naturgegeben ist und dass Freiheit und Gleichheit nicht im Gleichgewicht zu halten sind.

Jeder Schrebergärtner weiß, dass er, falls er allem Grünzeug auf seinen Beeten die gleiche Freiheit zum Wachsen gibt, bald vor allem Unkraut ernten wird, denn dieses wächst fast immer schneller und verdrängt das langsamere Wachsende.

Jeder Holzbauer weiß, dass er, wenn er seinen Setzlingen und den angefliegenen Birken, verschiedenen raschwüchsigen Stauden und Brombeeren dieselbe Wachstumsfreiheit einräumt, diese seine Setzlinge in kurzer Zeit überwuchern und er darunter von ihnen meist nur noch verkümmerte oder dürr gewordene sehen wird, einen später einmal nutzbaren Wald mit Sicherheit nie.

Und jeder, der mit Kindern zu tun hat, weiß ebenso, dass auf einem Jungscharlager, einer Landschulwoche etc., bei dem allen Kindern die gleiche Summe an Taschengeld mitgegeben wurde, mit Sicherheit bereits nach kurzer Zeit so ziemlich alle nicht mehr dieselbe Summe im Geldtascherl haben.

Bei unseren über den Hilfsfonds Unterstützten ist es nicht anders. Wenn wir 10 dieselbe Summe überweisen, werden mit Sicherheit alle verschieden damit umgehen und die Effizienz wird verschieden ausfallen.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, dass es zwar Situationen gibt, in denen sich in Freiheit auch Gleichheit ergibt, aber in den meisten Fällen ergibt sich in Freiheit aus vielen Gründen Ungleichheit.

So ist auch unter Menschen eine allgemeine Gleichheit nur unter dem bewussten und gewollten Verzicht aller auf die nicht beschnittene Durchsetzung ihrer eigenen

Freiheit oder unter Zwang, also durch Unterbindung der Freiheit möglich.

Auf der Basis völliger Freiheit ist niemals Gleichheit erreichbar und bei geforderter Gleichheit geht die Freiheit weitgehend oder gänzlich unter. Für so manche Ideologie spielt diese elementare Tatsache dennoch keine Rolle.

Was den vernunftbegabten Menschen als Menschen auszeichnet, ist seine Möglichkeit, ein ausgewogenes Verhältnis, eine Balance von Freiheit und Gleichheit herzustellen. Dadurch lassen sich auf der Basis von Chancengerechtigkeit die den einzelnen Beteiligten und ihren Fähigkeiten am ehesten entsprechenden und für sie und in Summe besten Ergebnisse erzielen.

Ich denke da z.B. an die spirituelle Wanderwoche, die heuer im Vinschgau stattfinden wird. Bei der Planung geht es stets vor allem um die Frage: Wie wird das Programm möglichst allen Teilnehmenden in ihren Fähigkeiten, Bedürfnissen und Interessen am ehestens gerecht und wie kann eine möglichst hohe Zufriedenheit aller erreicht werden?

Es ist bereits aufgrund der nun einmal in einer nicht einheitlichen Gruppe gegebenen Voraussetzungen nie möglich, allen in allem die gleichen Chancen zu bieten.

Sich auf **Chancengleichheit** festzulegen würde von vornherein zum Scheitern führen.

Es geht um **Chancengerechtigkeit**, dass so weit wie möglich allen das geboten wird, was für sie mit ihren persönlichen Voraussetzungen erreichbar und sinnvoll ist.

Dies ist niemals über ein für alle gleiches Programm erreichbar, weil naturgemäß alle verschiedene Voraussetzungen mitbringen. Ein für alle gleiches Programm wird stets zur Unterforderung der einen und zur Überforderung der anderen führen. Wird es dennoch durchgedrückt, wird automatisch einzelnen Teilnehmenden Unrecht angetan.

Natürlich geht es auch darum zu erreichen, dass auf der Basis von Ermöglichung und Ermutigung möglichst viele sich in das jeweils herausfordere Angebot integrieren lassen und es mitmachen. In gegenseitiger Rücksichtnahme und Hilfe füreinander lässt sich dann auch einer Angleichung näher kommen.

Freude und Zufriedenheit hängen eng damit zusammen, dass möglichst vielen etwas glückt, was sie sich vorher kaum zugetraut haben.

Es fällt auf, wie begeistert Paulus über die Freiheit der Kinder Gottes schreibt – und gleichzeitig über die Verschiedenheit der Charismen zum Aufbau der einen Gemeinschaft, die er mit einem Leib vergleicht (vgl. Röm 12, 3-8). Wütend wird er auf die Galater, weil sie dazu bereit waren, um der Gleichheit willen die Freiheit aufzugeben (vgl. Gal 3, 1-5).

Die gesamte Kirchengeschichte zeigt die ständig auf verschiedenen Ebenen und in verschiedener Weise stattfindende Auseinandersetzung um Freiheit und Gleichheit, wobei man immer wieder Freiheit mit Freizügigkeit und Einheit mit Einheitlichkeit verwechselt hat.

Paulus nahm den Leib als Beispiel für die Gemeinde, weil alle Glieder in ihm Freiheit und Hinordnung aufeinander, sowie Einheit in der Verschiedenheit zeigen.

Alle Menschen zusammen bilden die Einheit der Menschheit, sind in ihren Wesensmerkmalen gleich, aber dabei bleibt jeder Mensch ein einmaliges Original, es gibt keinen zweiten, der einem anderen gleich wäre.

Alle Getauften zusammen bilden die eine Christenheit, aber jede und jeder Getaufte steht in einer einmaligen und nur für sie bzw. ihn geltenden Beziehung zu Gott, wobei wiederum keine zwei gleichen zu finden sind. Jede und jeder lebt daher innerhalb einer größeren Einheit mit den gleichen Glaubensgrundsätzen dennoch in Freiheit seinen je eigenen persönlichen Glauben.

Freiheit und Gleichheit, Verschiedenheit und Einheit ergeben ihren bestmöglichen Sinn nur in der Beziehung zueinander.

Werden sie für sich allein absolut gesetzt, wird Freiheit als Freizügigkeit (alles ist erlaubt) zur Rücksichtslosigkeit und zur Diktatur anderen gegenüber, wird Gleichheit als Gleichmacherei

zur Einebnung und Unterdrückung aller Unterschiede, wird Verschiedenheit als Verweigerung der Hinordnung aufeinander zum chaotischen Durcheinander und Einheit als Einheitlichkeit zur Aufhebung jeder kreativen Vielfalt.

Eine so große Gemeinschaft wie die Kirche braucht in manchem Gleichheit (z.B. grundlegende Übereinstimmung in wesentlichen Glaubensinhalten), aber ebenso Verschiedenheit (z.B. in der jeweiligen kulturellen Inkulturation des Glaubens). Sie braucht Einheit (z.B. der Basis mit der Leitung), Einheitlichkeit (z.B. in wesentlichen kirchenrechtlichen Bestimmungen), aber auch Freiheit (z.B. in der Seelsorge, weil sie da jedem Menschen in seiner Eigenart begegnen muss).

Das alles so in Balance zu halten, dass dabei stets Sinnvolles, Gutes, das Reich Gottes Aufbauendes, den Vorgaben Jesu gerecht Werdendes und dem Heil der Menschen Dienendes herauskommt, überfordert die Kirche. Deshalb darauf zu verzichten, wäre aber sicher verkehrt.

Gefordert ist die immer wieder versuchte Annäherung unter der Hilfe des Heiligen Geistes – eine Annäherung, die alle Getauften angeht!

Es wird sich nämlich auf allen Ebenen von der Familie bis zur Kurie im Wesentlichen dasselbe abspielen, denn auch die ganz oben kommen nirgends woanders her als aus den Familien und sie werden ganz oben das praktizieren, was sie ganz unten ab der Geburt dort gelernt und ausgeübt haben.

Darum ermutige ich Dich, Dir immer wieder dazu Gedanken zu machen und vieles auszuprobieren, wie diese Balance erreichbar und im Alltag umsetzbar sein kann. Es gibt dazu in Fülle ständig verfügbare Möglichkeiten und anstehende Notwendigkeiten.

Wollen wir Christen nicht immer weiter an Gestaltungsmöglichkeiten in der Gesellschaft verlieren, dann müssen wir uns da engagieren.

Steigst du nicht auf die Berge, so siehst du auch nicht in die Ferne

Diesen chinesischen Weisheitsspruch auf einem schönen Bergfoto schenkte mir ein

befreundetes Ehepaar zum 80er mit dem Wunsch, dass es mir noch oft gegönnt sein

möge, von kleineren und größeren Gipfeln aus in die Ferne zu blicken.

Vielleicht wird es mir geschenkt – so wie meinem großen Vorbild Bischof Reinhold Stecher. Natürlich geht es mir, wie es ja auch der Spruch meint, so wie Bischof Stecher nicht nur darum, von den steinernen Gipfeln aus in die Ferne zu blicken.

Er bezieht sich auf das Ganze des Lebens.

Man muss immer wieder aus den alltäglichen Niederungen, der Gewöhnung und dem das Leben gefährdenden Trott aus- und aufbrechen, um sich den nötigen Weitblick verschaffen zu können.

Dazu braucht man im Grunde weder viel Mühe noch Zeit noch Geld usw.

Es beginnt bereits damit, wie es Geigenbauer *Martin Schleske* in seinem hervorragenden Buch „*Der Klang*“ im Kapitel „*Die Weisheit des Baumes*“ am konkreten Beispiel der kalifornischen Grannenkiefern beschreibt. Die älteste von ihnen ist über 4.770 Jahre alt.

„Wie viel könnten wir von diesen Lebensgiganten für unser inneres Menschsein lernen. Selbst in ihrem fünften Lebensjahrtausend wachsen sie noch immer! Zu hören, was uns diese Bäume erzählen, ist nicht schwer: Was nicht mehr wächst, das lebt unweigerlich seinem Verfall entgegen und wird bald sterben.“ (Seite 31)

Was nicht mehr wächst...

Wie traurig machen mich immer wieder Menschen, die irgendwann, bisweilen schon sehr früh aufhören zu wachsen, aus Bequemlichkeit, Menschenfurcht oder weil sie irrigen Meinungen verfallen – z.B. sie hätten ohnehin ihren Glauben.

Nicht jeder und jede kann Berge besteigen, um in die Ferne zu sehen. Und auch für einen, dem es oft gegönnt war, kommt die Zeit, da es nicht mehr möglich ist.

Um Weitblick, Tiefblick, Einblick, Durchblick zu gewinnen, das Leben zu spüren, genügen aber bereits ein paar Schritte vor die Haustür.

So schreibt *Martin Schleske*: „*Nach der Kälte des Winters kommt mir der Frühling jedes Mal wie ein Wunder vor. Niemand weiß, wie viele Frühlinge er noch erleben wird, aber keinen davon sollte er versäumen. Gerade im Frühling gehe ich täglich in das Waldstück hinter meiner Werkstatt, sehe die Knospen der*

Kastanien. Was für eine Sinnlichkeit und Lebenskraft! Dieses aufbrechende Leben fragt mich: Du willst einen Gottesbeweis? Dann öffne deine Augen, deine Nase, deine Ohren! Es ist kein Beweis im Sinne der Logik. Natürlich nicht. Aber doch beweist sich hier das Leben meiner Seele. Wenn wir diesen Beweis nicht wahrnehmen können, nicht fähig sind zu staunen, dann haben wir unsere Seele verloren. Was sollte uns dann noch bewiesen werden? Wenn der Glaube ein Heiligtum ist, dann ist unser Staunen sein Vorhof. Wie können wir zum Glauben kommen, ohne zu staunen?“ (Seite 40)

Das Staunen, diesen Vorhof des Glaubens zu entdecken und zu betreten, hat mich von frühester Kindheit an mein Vater gelehrt. Er hat sich die Gabe des Staunens bis in seine letzten Lebenstage bewahrt.

Gerade im Frühling erinnere ich mich, wie er auf dem Heimweg von der Arbeit am Waldrand die ersten Leberblümchen pflückte, sie dann mit einer tiefen Zärtlichkeit meiner Mutter überreichte und sagte: „Schau, sind sie nicht schön?“

Andere zum Staunen zu bringen, gerade auch über die ansonsten übersehenen oder als selbstverständlich erachteten Dinge, sehe ich nicht nur als eine vorrangige menschliche, sondern auch christliche und priesterliche Berufung und Aufgabe. Denn das Staunen ist nicht nur der Vorhof des Glaubens, es ist der Zugang zu allem, das letztlich nur dem demütig Staunenden eröffnet wird.

Es ist der Zugang zu den Dingen und zu den Menschen, zu jedem Wert, zu allem Schönen und Wahren, zum ganz Einfachen und zum Großen – es führt in das Innere, das Wesentliche, in das Geheimnis.

Da fühle ich mich ganz eins mit Jesus, wie er in der Bergpredigt die Zuhörenden darauf hinwies, was sie im Frühling alltäglich in der blühenden Steppe erleben konnten: „*Lernt von den Lilien, die auf dem Feld wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht. Doch ich sage euch: Selbst Salomo war in all seiner Pracht nicht gekleidet wie eine von ihnen. Wenn aber Gott schon das Gras so prächtig kleidet, das heute auf dem Feld steht und morgen ins Feuer geworfen wird, wie viel mehr*

dann euch, ihr Kleingläubigen! Macht euch keine Sorgen...! (Mt 6,29 – 31)

Ein ausgezeichnetes Buch mit schönen Fotos ist betitelt „Mit Jesus durch Galiläa nach dem fünften Evangelium“ und stammt von *Bargil Pixner*, einem Benediktiner aus der Abtei Dormitio in Jerusalem, der 12 Jahre am See Genezareth verbrachte.

Er beginnt das Kapitel „Galiläischer Frühling“ mit den Worten: „Wenn nach den Wintermonaten das Land rings um den See das grüne Frühlingskleid anzieht, dann brechen unter der wärmenden Sonne tausende von Knospen auf. Es sproßt und blüht auf den Hügeln und in den Mulden, und das Herz der Menschen wird weit. Die ersten Monate der öffentlichen Tätigkeit Jesu glichen einem solchen Frühling. (Seite 36f)

Das Herz wird weit...

Mein, unser Herz wurde weit in Israel bei der Wanderung vom Berg der Seligpreisungen hinunter zum See, gegenüber in Jordanien bei der Fahrt von Amman durch die von unzählbaren rot blühenden Anemonen übersäte Steppe hinunter zum Toten Meer...

Das Herz wird weit – das ist das Wesentliche, denn man sieht nur mit dem Herzen gut.

Auch das Wander- und Fotobuch „*Heilsame Schritte – Originalschauplätze des Markus-evangeliums*“ von *Martin Zellinger* gibt einen sehr guten Einblick in viel Staunenswertes in der Gegend, die einst Jesus durchwandert hat.

Doch nicht nur im Heiligen Land, überall können wir staunend unterwegs sein – und dann und wann kann es uns dabei ergehen wie den Emmausjüngern, dass das Herz zu brennen beginnt und wir spüren, wie nahe wenigstens für Augenblicke uns der Herr ist.

Also: Um Überraschendes zu erleben, ins Staunen zu kommen, brauchst Du meist bloß Offenheit, Interesse und Liebe. Offene Sinne, ein offener Geist, ein offenes und liebendes Herz können überall fündig werden.

Die äußere und die innere Welt sind unendlich reich an möglichen Entdeckungen.

Wenn uns vielleicht eines Tages wegen der nachlassenden körperlichen Fähigkeiten sonst fast nichts mehr zugänglich ist als der Schatz der Erinnerung, werden wir dort, solange unser Geist noch mitmacht, so vieles wachrufen können, was wir einmal erleben durften, und staunen...

Die vielen Seiten der einen Wirklichkeit

Vielleicht steigst Du gleich ein auf meinen Anstoß zum Aufbrechen ins staunende Unterwegssein.

Nehmen wir wieder einen Berg, den Du allein oder mit anderen besteigst.

Der Berg ist eine für alle eine so und nicht anders gegebene Wirklichkeit.

Wenn Du nun nachdenkst, was für Dich ein Berg ist, entdeckst Du sofort, dass diese eine Wirklichkeit „Berg“ in mehrfacher Weise viele Seiten hat. Wenn Du geistiger Weise oder auch tatsächlich eine Umfrage in Deiner Umgebung zum „Berg“ machst, dann werden Dir sicher noch weitere Seiten bekannt.

Du kannst also sicher sein, dass Du für die dieselbe Wirklichkeit „Berg“ weder selbst nur eine Bestimmung oder Deutung findest und ebenso wenig von allen die gleiche Antwort bekommst.

Eine Menge Erinnerungsbilder ziehen vor meinem inneren Auge vorbei, wie ich selbst

und wie Menschen, mit denen ich unterwegs war oder denen ich begegnet bin, den Berg beachtet, betrachtet, gesehen, beurteilt und erlebt haben, was er für sie bedeutete oder nicht bedeutete, wie sie das Phänomen Berg gedeutet haben etc.

Oder: Sicher warst Du bereits oft in einem Wald unterwegs.

Auch der Wald ist eine Wirklichkeit, aber nicht für jeden die gleiche.

Stell Dir kurz vor, du bist in einem Wald unterwegs – mit Kindern, einem Forstbauern oder Holzhändler, einem Jäger, einem Zimmerer oder Tischler, einem Geigenbauer, einem Vogelkundler, einem Botaniker, einem Schwammerlsucher, einem Wanderer oder Jogger oder mit einem betagten Menschen, in dessen Kindheit der Wald eine besondere Rolle spielte usw.

Für alle ist der Wald dieselbe Wirklichkeit, er ändert sich für niemanden, aber er hat für alle

je eigene Seiten, die sie wahrnehmen, die sie deuten und die für sie eine Bedeutung haben.

Jede Wirklichkeit kann aus mehr oder weniger Blickwinkeln und Sichtweisen, mit verschiedenen Absichten und Zielsetzungen usw. betrachtet und erlebt werden. Jede Wirklichkeit hat daher auch die verschiedensten Wirkungen. Es ist stets ein mehrmaliges, mehrseitiges und mehrschichtiges Herangehen an eine Wirklichkeit nötig, denn sofort und auf einmal ist keine Wirklichkeit im Ganzen erfassbar.

Weil jede Wirklichkeit so viele Möglichkeiten in sich birgt, kommt es besonders bei jenen Wirklichkeiten, die uns bereits als sehr bekannt erscheinen, zu der paradoxen Erfahrung, dass wir sie gerade deshalb nicht genau kennen, weil wir meinen, sie längst vollständig zu kennen.

Wir beschäftigen uns mit bereits Bekanntem oder mit dem, was wir dafür halten, kaum noch intensiver, weil wir es ja eh schon kennen. Damit landen wir rasch in der Einbildung und es bleibt uns das Tiefere und Interessantere verborgen.

Gut in Erinnerung sind mir zwei Äußerungen meines Vaters. Als meine Eltern 40 Jahre verheiratet waren, sagte ich zu ihm: „Die Mama kennst Du wohl schon durch und durch.“ Mit einem Lächeln antwortete er: „Da täuscht du dich, so nach und nach lerne ich sie kennen!“ Er meinte das ernst.

Die letzten Jahre vor seinem Tod machte er mich des Öfteren darauf aufmerksam, dass ich mich darauf einstellen sollte, mit Mama nach seinem Tod große Schwierigkeiten zu bekommen. Ich hielt das für völlig unmöglich, weil ich mit meinen 45 Jahren damals felsenfest überzeugt war, doch meine Mutter gut genug zu kennen. Er aber beharrte darauf: „Franz, du kennst die Mama nicht!“

Er sollte Recht bekommen. Ich kannte tatsächlich manche Seiten ihrer Wirklichkeit nicht. Als mein Vater starb, schien sie anfangs den Tod ihres über alles geliebten Mannes sehr gut zu bewältigen, aber bald begann sie sich so stark zu verändern, dass sich manche Seiten ihres bisherigen sehr positiven Seins und Verhaltens ins negative Gegenteil

verwandelten. Die Frau, die ich da nun vor mir hatte, war eine andere als meine bis dahin gewohnte Mutter.

Selbstverständlich waren mir solche Veränderungen in meinem seelsorglichen Wirken bereits mehrfach untergekommen, aber dass sie sich in meiner mir doch so vertrauten Mutter ereignen könnten, das hatte ich nie für möglich gehalten.

Diese Persönlichkeits- und Verhaltensveränderung anhielt an, alle Bemühungen einer sehr um sie bemühten Umgebung und auch von mir vermochten nichts daran zu ändern und wir alle kamen mit ihr auch mehr als vier Jahre nach dem Tod ihres Mannes noch immer nicht zurecht. Letztlich kam sie mit sich selbst nicht zurecht. In meiner Ratlosigkeit zog ich mich einige Tage bei den Marienschwestern in Grünau in die Stille zurück, um zu beten und nachzudenken, wie ihr zu helfen wäre, dass sie endlich aus dieser negativen Veränderung wieder herausfinden könne und ein verstehendes und unbelastetes Miteinander wieder zu erreichen wäre.

Bisher waren alle Versuche, ihr mit Zuhören, Begleiten, Ermutigen, Gebet etc. zu helfen, vergeblich gewesen. Auch viele hunderte von Stunden und das Bemühen lieber und um sie besorgter Menschen hatten nichts erreicht. Wir waren alle ratlos.

Beim Beten und Überlegen hatte ich die Eingebung, ihr einen ausführlichen und sehr persönlichen liebevollen Brief zu schreiben, in dem ich ihr bewusst zu machen versuchte, welche eine großartige Frau und Mutter sie war und wie viel ich ihr verdanke.

Ich schickte ihr den Brief in der Hoffnung, dass sie ihn annehmen und richtig auffassen werde und dass ihr Gott eine umfassende Befreiung aus dem Gefangensein in der negativen Veränderung schenken möge.

Ganz gegen ihre frühere Gewohnheit erhielt ich von ihr keinerlei Antwort.

Als ich sie einige Wochen später besuchte, merkte ich gleich eine sehr positive Veränderung.

Natürlich war ich gespannt darauf, ob sie meinen Brief erwähnen würde.

Sie hatte die Gewohnheit, alles, was sie mir bei Besuchen erzählen oder mich fragen

wollte, auf Zettel zu notieren. Zum Brief gab es aber weder eine Notiz noch ein Wort.

Um nicht womöglich störend in den positiven Prozess einzugreifen oder nachträglich wieder einen Rückfall auszulösen, fragte ich nie nach – und sie schwieg dazu und nahm das, was der Brief in ihr bewegt hatte, schließlich mit ins Grab.

Sie schrieb auch sonst vieles auf Zettel – Musikstücke, die sie erfreuten, Interessantes aus Fernsehsendungen etc., Besucher, Erlebnisse usw. Dazu hob sie von jedem Einkauf die Kassazettel auf – und natürlich alle Karten und Briefe, die ich ihr schrieb oder die sie von sonst jemandem bekam.

Als sie vom Altenheim ins Pflegeheim übersiedelte, packte mich die Neugierde und ich suchte in der Schachtel nach meinem Brief aus Grünau. Es waren alle meine Karten etc. da, aber dieser Brief war nicht zu finden.

Die Schachtel mit all denzetteln etc. landete nach ihrem Heimgang schließlich bei mir. Weil mit all denzetteln, Vormerkungen, Karten und Briefen so viel Persönliches verbunden war, und auch noch alte Schriftstücke dabei waren, wollte ich nichts einfach entsorgen, sondern den Inhalt bei Gelegenheit genau durchsehen – und wie es bei solchen Vorgaben leider oft zugeht, kam ich nicht dazu, schob es auf und vergaß darauf.

Zufällig bekam ich vor ein paar Monaten von jemandem bezüglich Ahnenforschung eine Nachfrage zur Herkunftsfamilie meiner Großmutter mütterlicherseits.

Irgendwann hatte ich einmal vor vielen Jahren daheim noch zu meiner Seminarzeit mit meinem Papa die Notizen zu unseren Vorfahren für den zur Nazizeit nötigen Arier-nachweis angesehen.

Das fiel mir jetzt ein und ich dachte mir, vielleicht ist der noch in der Schachtel von Mama.

Die Ahnentafel fand sich dort nicht mehr, aber unter den vielenzetteln etc. Unbekanntes.

In einem offenen Umschlag war unter verschiedenen alten Dokumenten ihrer Mutter der letzte Feldpostbrief aus Galizien, den ihr Vater am 19. November 1914 an seine Frau schrieb. In der Nacht vom 20. auf den 21. November war er schwer verwundet worden

und dann in einem Krankenhaus verstorben. Das jüngste seiner 7 Kinder war erst einige Monate alt, meine Mutter 6 Jahre...

Diesen Brief hat sie als kostbare Erinnerung an ihren Vater aufbewahrt, aber nie davon gesprochen. Warum nicht?

So ziemlich unter den letztenzetteln kam dann ein verschlossener Umschlag zum Vorschein, auf den sie geschrieben hatte „eigenhändig an meinen Sohn...“ Auch diesen Umschlag hatte ich bei meiner Durchsicht anlässlich ihrer Übersiedlung ins Pflegeheim nicht in der Schachtel vorgefunden.

Gespannt öffnete ich ihn und darin war mein Brief aus Grünau. Der Brief, zu dem sie ebenso wie zum Brief ihres Vaters nie mit mir gesprochen hatte...

Die Wirklichkeit meiner Mutter – und wie viele oder wie wenige Seiten dieser Wirklichkeit kannte bzw. kenne ich?

Geht es uns allen nicht in vielem so?

Wie viele oder meist wie wenige Seiten einer Wirklichkeit kennen wir, kennen wir nicht bloß irgendwie, nebenbei, oberflächlich, sondern in der Tiefe und Weite, in ihrer Herkunft und ihren oft vielfältig vernetzten Auswirkungen?

Ein maßgeblicher Beweggrund für Seminare, Kurse, Vorträge und Predigten, die Organisation von Reisen, den Rundbrief usw. liegt für mich gerade darin, diese vielen so oft nicht bekannten, übersehenen oder nicht beachteten Seiten von Wirklichkeiten bewusst zu machen. Wirklichkeiten, die eine Bedeutung für unser Leben, die Kirche, die Gesellschaft haben, und wo es nicht gleichgültig ist, ob wir ihre verschiedenen Seiten kennen oder nicht, sie beachten oder nicht.

Die Welt ist nicht nur schwarz/weiß, hell/dunkel, gut/böse etc.

Die Wirklichkeit ist ungemein vielfältig, vielseitig und kompliziert.

Unser früherer Bundeskanzler Fred Sinowatz hatte durchaus Recht, wenn er seufzte: „Es ist ja alles so kompliziert!“

Das Allermeiste ist nicht auf den ersten Blick erkennbar. Es bedarf der Mühe der genaueren Betrachtung und Auseinandersetzung. Dabei machen wir dann noch die Erfahrung, dass die

Fragen mit zunehmender Kenntnis oft nicht weniger, sondern mehr werden.

In der Wochenzeitung „Die Furche“ (Nr. 15 vom 19.4.2015) waren etliche Artikel zu diesem Thema. Einer war überschrieben mit „Es ist alles noch komplizierter“ und zeigte auf, dass etwa in der Ökonomie und Ökologie die noch nicht bekannte oder nicht beachtete Gesamtwirklichkeit noch viel komplizierter ist, nicht nur als sich „der kleine Maxi“ das vorstellt, sondern auch als man selbst in Fachkreisen zu wissen meint. Es zeigt sich eher immer mehr statt weniger, dass einfache Lösungen dem Populismus zuzurechnen sind, aber tatsächlich keine Probleme lösen, sondern neue schaffen, weil sie sich nicht der Herausforderung einer gründlichen Analyse und unpopulärer Herausforderungen stellen. Die Schwierigkeit liegt darin, dass gerade dann, wenn etwas immer komplizierter wird, der Schrei nach der raschen, einfachen, billigen und möglichst nicht einschneidenden und schmerzlichen Lösung ertönt – und von Rosstäuschern verschiedenster Sorte gerne aufgegriffen wird.

Dies gilt selbstverständlich auch für die immer komplizierter werdende Situation der Kirche und der Umsetzung des Evangeliums in der modernen Welt.

Das macht allerdings nicht nur den christlichen Kirchen zu schaffen.

Darum haben in allen drei so genannten Schriftreligionen (Judentum, Christentum, Islam) allzu schnell Fundamentalisten Zulauf, die passende „Worte Gottes“ zu jedem Problem zur Hand haben und den „Willen Gottes“ zu kennen und darum zu wissen vorgeben, wo es lang geht.

Vor einiger Zeit bekam ich ein Buch mit dem Titel: „Bete und werde reich!“ – So einfach geht das und noch dazu vom „Herrn selbst“ vermittelt!

Aber hat nicht der heilige Augustinus Ähnliches gesagt? Es geht auch nach ihm scheinbar ganz einfach: „Liebe, dann tu, was du willst!“

Genau hinschauen, dann merken wir gleich den Unterschied: Tatsächlich lässt sich nach dem vielfältigen Zeugnis der Bibel das gesamte menschliche Handeln auf die Liebe

zurückführen, denn wer wirklich liebt, wird dem Wesen der Liebe entsprechend nur noch gut handeln.

„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm.“ (1 Joh 4,16b)

Das „Hauptgebot“ (vgl. Mk 12, 28-34) sagt es auch. Allerdings handelt es sich dabei eher um eine Verheißung als um ein Gebot – agapéseis – du wirst Gott / den Nächsten / dich selbst – lieben. Wann? Wenn Du sie in ihrem innersten Wesen kennen lernst, denn dann wirst Du fasziniert sein und aus dem Staunen nicht herauskommen.

Das erinnert mich an eine Aussage im apokryphen Thomasevangelium: „Wer Gott sucht, darf nie aufhören zu suchen, bis er findet. Wenn er findet, wird er verwirrt sein. Nachdem er verwirrt ist, wird er staunen.“

Was von der Gottsuche gesagt ist, gilt auch vom Menschen, von uns selbst und von unseren Mitmenschen.

Man darf nie aufhören zu suchen – das Eigentliche und Wesentliche, die Tiefe und Weite...

Wie oft haben mich Lebensgeschichten und das innere Wesen von Menschen, die sich mir gegenüber geöffnet haben, erst einmal verwirrt, um letztlich zu staunen über die Unerschöpflichkeit, die sich bereits im Menschen zeigt.

Und erst recht in Gott. Die Mystiker und Mystikerinnen berichten uns von ihrer Überwältigung.

Wenn Liebe so einfach wäre, hätte sich Erich Fromm sein Buch „Die Kunst des Liebens“ sparen können. Wirklich umfassend zu lieben ist alles andere als einfach, es ist eine Kunst, für deren Erlernen wir unser ganzes Leben benötigen und dann merken, dass wir erst einen kleinen Teil von der Unendlichkeit, Vielseitigkeit und Unerschöpflichkeit der Liebe erfassen und nur ein kleines Stück des Weges in und mit ihr zurücklegen konnten.

In der Bibel finden wir für die Wirklichkeit „Gott“ nicht bloß ein einziges Bild, sondern deren viele.

Gottes Wege mit den Menschen und die Wege der Menschen mit Gott eröffnen laufend neue Einsichten und damit auch neue Wege.

Es gibt auch nicht bloß einen Weg Gottes zu den Menschen und der Menschen zu Gott, sondern so viele wie es Menschen gibt.

Das konkrete Modell der Kirche heute ist eines, aber es war bisher nicht das einzige, ist es jetzt nicht und wird es auch nicht bleiben.

Die Entwicklungen gingen selten konfliktfrei vor sich. Allezeit gab es Bestrebungen, den jeweils erreichten Entwicklungsstand als den endgültigen auszugeben und sich der Entdeckung neuer Wirklichkeiten, deren noch unbekannter Seiten und somit weiteren herausfordernden und damit auch angstmachenden Veränderungen zu verweigern.

Ein von uns unterstützter Priester in Tanzania schrieb mir kürzlich ein Zitat von Albert Einstein: „Das Maß der Intelligenz ist die Fähigkeit zur Veränderung.“

Ein wesentlicher Teil davon ist das möglichst umfassende Wahrnehmen, Verstehen und Nützen der entsprechenden Seiten einer Wirklichkeit.

In der Monatszeitschrift „Kirche In“ (Nr.4/2015) war ein Artikel von Christian Feldmann „Gütesiegel für den Himmel“, der sich mit den Heiligen befasste. Heiligkeit und die Heiligen als eine Wirklichkeit der Kirche, aber als eine ungemein vielseitige: *„Die Heiligen, Gottes menschliches Gesicht in einer bestimmten Epoche oder Situation. Die Heiligen, Menschen, in denen der Himmel die Erde berührt; Menschen, an denen sich ablesen lässt, was das heißen kann: Christ sein, glauben, die Liebe leben. Die Heiligen: Märtyrer und Mystiker, Mönche und Vagabunden, Philosophen und Dichterinnen, Freiheitskämpferinnen und Rebellen, Grenzgängerinnen und Querköpfe. Spirituelle*

Gestalten, die neue Wege entdecken und nach den Sternen greifen. Leute mit Gewissen, Courage und Phantasie, die sich selbst treu bleiben und die Erfahrung leben, dass die Welt nicht so bleiben muss, wie sie ist. Menschen, von denen man das freie Atmen und die Lust am Leben lernen kann.“

Die Liste lässt sich noch um viele Typen erweitern, schließlich gibt es unter den Heiligen auch viele, die sehr wohl solche waren, aber aus verschiedenen Gründen von der Institution Kirche nicht zur „Ehre der Altäre“ erhoben wurden. Ich bin davon überzeugt, dass Gott wesentlich weitherziger und großzügiger ist als die jeweils auch von den eigenen Ansichten und Interessen geprägte Institution Kirche.

Es gibt keine zwei gleichen Heiligen, alle waren und sind sie einmalige Originale, die jeweils ihrem persönlichen Charakter, den Anforderungen der Umwelt, den ihnen von Gott verliehenen Charismen und ihrer speziellen Berufung entsprechend einige Seiten der möglichen Heiligkeit verwirklicht haben.

Ist das nicht phantastisch?

Es liegt an uns, die eine Wirklichkeit jeweils nicht nur von einer Seite kennen zu lernen, sondern von möglichst vielen. Es liegt ebenso an uns, dann jene Seiten in unserem Leben besonders anzugehen und zu entfalten, die unserer Berufung, den uns gestellten Aufgaben und unseren Möglichkeiten entsprechen und dabei nie die Tatsache zu vergessen, die bereits oft zitiert habe: Wir haben mehr Möglichkeiten, als wir denken, ganz schweigen von den ungeahnten Möglichkeiten Gottes mit uns!

Artenvielfalt statt Monokultur

Den Spruch aus der Forstwirtschaft kennst Du wahrscheinlich: Willst du deinen Wald vernichten, dann pflanze Fichten, Fichten, Fichten!

Aus langer Erfahrung mit den Monokulturen verschiedenster Art auf vielen Gebieten weiß man inzwischen, dass dieses zumindest fragwürdige, aber meist unsinnige und schädliche Vorgehen nicht nur für die Forstwirtschaft gilt.

Aber man macht es aus denselben falschen Überlegungen heraus dennoch immer wieder, nicht nur in der Ökologie, sondern überall.

Beachte dazu das, was ich vorher bereits darzulegen versucht habe.

Monokulturen und Gleichschaltungen scheinen auf den ersten Blick vieles zu erleichtern und einen raschen und billigeren Erfolg zu garantieren. Außerdem lässt sich damit weit einfacher umgehen als mit der

Vielfalt, denn diese zu einem gedeihlichen Miteinander zu führen, ist mühsam und aufwändig.

Letztendlich landet man damit aber etwa in der Politik beim Einparteiensystem, innerhalb dessen dann bei der Einheitlichkeit der geduldeten Meinung und Verhaltensweise statt bei der Einheit in der Vielheit möglicher Denk-, Sicht- und Handlungsweisen und somit in der Diktatur – siehe Nationalsozialismus (der Führer denkt für uns...), Kommunismus etc.

Wenn man in der Kirchengeschichte zurückschaut, entdeckt man ähnliche Vorgangsweisen – immer mehr Zentralismus, Papalismus und Vereinheitlichungen statt Wahrnehmen, Annehmen und Entfaltungsermöglichung der vielfältigen Gaben, die Gottes Geist nicht nach dem Kirchenrecht, sondern in Freiheit und einer ungemein großzügigen kreativen Zuwendung an Menschen verschenkt.

Wie viel an kulturellem Erbe ging damit verloren und wie viele bisweilen großartige Möglichkeiten und einmaligen Chancen wurden auf diese Weise von Vornherein vereitelt, denn Vereinheitlichung und Gleichschaltung führen weder zu größerer Achtung vor vielem aus dem Erbe der Vergangenheit noch zu mehr Verwirklichung der in der Vielfalt liegenden Potenziale, sondern zur Verarmung.

Das II. Vatikanische Konzil versuchte zumindest Ansätze zu einem Umdenken in die Richtung, sich von der römischen institutionellen und theologischen Monokultur zu lösen und endlich auch all das wahrzunehmen, was Gott innerhalb und außerhalb der r. k. Institution und deren offizieller Theologie und in anderen Kulturen wachsen ließ und wachsen lässt.

Schade, dass dann das geschah, was Bischof Helmut Krätzl als Buchtitel wählte und in Beiträgen darlegte: Im Sprung gehemmt.

In manchem kam es nicht bloß zu einer Hemmung der vom Konzil angepeilten und als nötig erachteten Sprünge nach vorn, sondern zu Rückschritten hinter die Absichten des Konzils zurück.

Wenn heute verlangt wird, die Beschlüsse des II. Vatikanums endlich umzusetzen, dann ist das in vielem längst zu spät und würde den inzwischen veränderten Anforderungen nicht gerecht.

Die Welt ist inzwischen nicht stehen geblieben, sie hat sich rasant weiterentwickelt und in manchem so grundlegend verändert, dass es neuer Antworten auf die anstehenden Fragen bedarf.

Man müsste ausgehend von den weitblickenden Ansätzen beim Konzil erst einmal die heute gegebene Wirklichkeit in Blick nehmen – und das nicht nur vom Heute, sondern von der Zukunft her! Man müsste sich klar fragen: Was bedarf heute einer Lösung und wohin wird die Entwicklung voraussichtlich in den nächsten Jahren und Jahrzehnten gehen? Denn diese Jahre und Jahrzehnte kommen unweigerlich und ohne Ausweichmöglichkeit auf uns zu und sollen in richtiger Weise gestaltet werden. Wenn man nur das Gestern der Konzilsbeschlüsse und das Heute der anstehenden Probleme in Blick nimmt, kommen die Beschlüsse bis zur Umsetzung im Morgen bereits wieder zu spät.

Vielleicht hast Du Dir auch schon gelegentlich die Frage gestellt, warum man die römische Monokultur in der Institution ständig weiter in eine Engführung trieb, obwohl man doch innerhalb der Kirche an den Ordensgemeinschaften wenigstens in vielen Teilen eine ungemein große Artenvielfalt als Anschauungsunterricht vor sich gehabt hätte, dass es auch anders ginge?

Die meisten Ordensstifter und Ordensstifterinnen sind ein Musterbeispiel dafür, wie man eine gegebene Wirklichkeit wahrnehmen, sie von verschiedenen Seiten sehen, ihren Herausforderungen begegnen und ihre Chancen kreativ nützen kann, um erfolgreiche Lösungen zu erreichen.

Ihre Gründungen waren fast immer eine Antwort auf die konkreten kirchlichen und gesellschaftlichen Probleme und Herausforderungen ihrer Zeit. Sie waren dazu oft staunenswert in prophetischer Weise weit-sichtig und ermöglichten oft ansonsten kaum je so zu erwartende Entwicklungen.

Allerdings verfiel man in nicht wenigen Orden dann in denselben Fehler, den man in der Institution machte: Man übersah, dass die Regel, die Gemeinschaftsform und der Tätigkeitsbereich von den Gründern und Gründerinnen zeitgebunden und anlassbezogen erfunden und konzipiert waren, und legte sich darauf fest, statt sie ständig weiterzuentwickeln und geeignete Antworten auf die neu aufgetauchten Probleme zu geben.

Zufällig las ich gerade in „*Summa 2013*“ (*Bericht der Ordensgemeinschaften Österreichs*) einen Gastkommentar des bekannten Schweizer Kapuziners Anton Rotzetter mit dem Titel „*Herausforderungen für ein heutiges Ordensleben*“. Er schließt den ersten Teil mit einem Zitat des 2013 verstorbenen französischen Intellektuellen Jean Basteire: „*Man lamentiert über die Krise der Ordensberufungen. Weiß man nicht, dass diese immer aus dem Bedürfnis der jeweiligen Gegenwart entstehen und nicht der nostalgischen Rückerinnerung an die Bedürfnisse von gestern und von damals? Ein Heilmittel, das seine Wirksamkeit bei Krankheiten, die unterdessen verschwunden sind, bewiesen hat, ist heute wirkungslos. Eine Evangelisierung, die sich sozusagen an Klone unserer Vorfahren richtet, wird mit ziemlicher Sicherheit ins Leere laufen.*“

Das äußere Erscheinungsbild ist zwar nicht die Hauptsache, aber auch keine unbedeutende Nebensache. So zeigten bis in die Zeit des Konzils und darüber hinaus bisweilen besonders in Frauenorden starr festgehaltene anachronistische Ordenstrachten auch etwas über die grundsätzliche Mentalität und Spiritualität der Gemeinschaft an.

Im Inneren führten manche Vorstellungen leider nicht selten zu noch fragwürdigeren Vorgehensweisen.

Vor Jahren hielt ich in Vierzehnheiligen einmal ein Seminar und kam dabei aus gegebenem Anlass auch auf die Gleichschaltung und Nichtbeachtung der so reichen verschiedenen Talente und Charismen der neu Eintretenden in manchen Ordensgemeinschaften zu sprechen.

Etwas drastisch verglich ich die Verantwortlichen mit einem Koch bzw. einer Köchin, die keine Knochen im Fleisch dulden. Ripperl, ein nicht ausgelöstes Karree? Kommt nicht in Frage! Alles muss durch den Fleischwolf gedreht und zu nach der Vorstellung der Oberen einheitlich geformten faschierten Laiberln verarbeitet werden, denn nur so passt es.

In der Pause kam eine der teilnehmenden Ordensschwwestern zu mir und sagte: „Ich bin so ein faschiertes Laiberl.“

Ich habe sie eingeladen, mir aus ihrem Leben zu erzählen. Wir saßen lange beisammen und sie berichtete mir, wie kaum etwas von ihren Talenten und Charismen und von dem, was sie als Persönlichkeit als junge Frau bereits geworden war, kaum etwas von ihren bereits erworbenen spirituellen Erfahrungen und ihrem erlernten Können wahrgenommen, ernst genommen oder gar dankbar angenommen worden war. Praktisch war es eine personale Vergewaltigung auf allen Linien, was man mit ihr anstellte, aber dann passte sie in die vorgegebene Norm und in die Vorstellungen der Verantwortlichen in dieser Gemeinschaft.

Martin Schleske schreibt in seinem Buch „*Der Klang*“: „*Das gesetzliche Leben steht unter dem Grundsatz: Hinbiegen, bis es passt, anstatt zu sehen, was geworden ist, und wahrzunehmen, was entsteht. Für die wesentliche Frage sind wir damit betäubt, nämlich: Was will Gott mir mit der Wirklichkeit sagen – auch mit der Wirklichkeit, die ich selbst bin? Die Fasern des Lebens lassen sich nicht verbiegen. Du musst sie achten.*“ (Seite 152)

Ein Mensch, der auf die Fasern des Lebens mehr achtete als auf kirchliche und gesellschaftliche ideologische oder sonstige Festlegungen war mein Vater.

Als ich als 13-jähriger meinen Eltern mitteilte, dass ich Priester werden wolle, war genau das, was dieser Schwester passiert war, die größte Sorge meines Vaters. Er hatte seit seiner Schulzeit mit Priestern zu tun gehabt, die mehr von einem klerikalen System und dessen Ideologie gestaltete Figuren als am Evangelium Jesu ausgerichtete gestandene

Männer mit einem gesunden Hausverstand, eigener Meinung und persönlicher Verantwortlichkeit waren.

Mit denen hatte er so schlechte Erfahrungen gemacht, dass er zwar ein glaubender, betender und gottverbundener Mensch und auch in der kirchlichen Gemeinschaft blieb, aber ab seinem 16. Lebensjahr mit Klerikern nichts mehr zu tun haben wollte.

Er beobachtete daher während meines Studiums genau, ob ich „faschiert“ und systemgerecht verändert würde, und er achtete darauf, dass dies nicht geschehe, sondern sich meine mir von Gott zugedachte Berufung erfüllen könne.

Ein Hintergrund der vielen Stunden heißer Diskussionen war sicher, dass er bemüht war, mir auch die anderen Seiten der Wirklichkeit von Kirche und Welt vor Augen zu führen und mich vor Systemblindheit zu bewahren. Ich bin ihm dafür sehr dankbar – und ebenso jenen Priestern, die mir in meiner Jugend und später als beispielhafte Persönlichkeiten Vorbilder und gute Begleiter waren.

In seiner Umgebung stieß er weitgehend auf Unverständnis, wie er denn erlauben könne, dass sein einziges Kind Priester werde. Er erzählte mir davon und was er dazu antwortete: „Es ist dein Leben. Darüber habe nicht ich zu bestimmen. Meine Aufgabe ist es, dir den Weg zu bereiten, dass sich dein Leben erfüllen kann.“

Er selbst hatte ja die bittere Erfahrung machen müssen, dass andere über ihn bestimmt und ihm die Verwirklichung seiner ihm möglichen Lebenserfüllung vereitelt hatten.

Er war ein einfacher Arbeiter, aber er ging nicht nur mit mir, sondern auch mit der Natur so um und erfüllte in Weisheit eine Erkenntnis des Geigenbauers *Martin Schleske*: „*Wir sollen durch unser Leben zu Interpreten Gottes werden. Unsere Demut soll sein, die Intentionen Gottes herauszuarbeiten. Denn seine Ideen sind besser als die eigenen. Das aber muss aus einem tiefen Verständnis kommen. Jesu Leben war von der Demut durchdrungen, die Intentionen Gottes herauszuarbeiten. Diese Demut war gleichzeitig seine Vollmacht.*“ (Seite 176)

„Sie haben Probleme mit den Türken? Wir auch!“

Meinst Du nun, dass uns Österreichern diese Frage jemand bei einer Reise im benachbarten Deutschland gestellt und so geantwortet hat, der dort mit den Problemen wegen der verweigerten Integration beschäftigt ist?

Nein, es war ein waschechter Türke bei einer Reise in der Türkei.

Er berichtete uns von den Schwierigkeiten aufgeschlossener Türken vor allem mit jenen aus dem östlichen Anatolien. Damit eng verbunden zeigten sich auch die Auffassungsunterschiede zum Islam und die daraus folgende politische Entwicklung in der Türkei.

Nachdem er sehr offen über die innertürkischen sozialen, politischen und religiösen Probleme gesprochen hatte, versuchte ich seine Meinung zum Genozid der Türken an den orientalischen Christen und den Armeniern zu erfahren. Denn dieser Genozid ist sicher nicht bloß aus ethnischen und politischen, sondern sehr wohl auch aus religiösen Gründen geschehen, ausgeführt von Muslimen an Christen.

Da blockte er ab. Hatte er Angst um seine Stellung, wenn er da in Widerspruch zur offiziellen türkischen Linie geraten würde, dass es sich dabei bloß um Kriegsfolgen gehandelt habe?

Oder fürchtete er, dass die übliche Darstellung des Islam dann nicht mehr haltbar wäre?

In Armenien hatten wir einige Jahre zuvor bei einer Reise in einem Museum viele Dokumentationen zu diesen Massakern und den angerichteten Zerstörungen gesehen, die einwandfrei das schreckliche Geschehen als Völkermord belegten – ähnlich wie bei uns die Gedenkstätten an die Konzentrationslager den Völkermord der Nazis belegen.

Inzwischen haben bereits über 20 Staaten das damalige Vorgehen der Türken zu Recht als geschichtlich erwiesenen Völkermord und somit als ein Verbrechen bezeichnet.

„*Dass sich Österreich und Deutschland nun zu diesem Schritt entschlossen haben, war überfällig: Das Osmanische Reich, der*

Vorläufer der heutigen Türkei, war im Ersten Weltkrieg Verbündeter von Deutschland und Österreich-Ungarn. Das Morden an den Armeniern geschah mit deutscher Unterstützung und unter huldvollem Wegschauen der Habsburger-Monarchie. „Über die Armenische Frage wird am besten geschwiegen“, hieß es in einer deutschen Zensurvorschrift 1915.“ (O.Ö. Nachrichten vom 24.4.2015)

Papst Franziskus hatte kürzlich anlässlich des Gedenkens zum Beginn dieses Grauens von 100 Jahren den Mut, dazu ebenso die Wahrheit auszusprechen.

Die realitätsverweigernde Reaktion der türkischen Regierung ist Dir wohl bekannt.

Es ist dabei zu fragen, warum da die „islamdemokratische“ türkische Führung um Präsident Erdogan so reagiert. Eine kurze Antwort darauf lautet: Weil der Ungeist der Jungtürken von damals heute noch maßgeblich wirksam ist.

Es gilt eben auch hier wie bei jeder Wirklichkeit: Man kann sie zwar von verschiedenen Seiten sehen und interpretieren, aber sie ist, was sie ist, egal wie man dazu stehen mag und was dazu behauptet wird. Die Wirklichkeit ist vielschichtig.

So wie nicht DIE Deutschen den Holocaust zu verantworten haben, gibt es ebenso keine Kollektivverantwortung für DIE Türken zu dessen traurigem Vorspiel bei der organisierten Vernichtung der orientalischen Christen und Armenier im Osmanischen Reich. Ein Artikel von *Heinz Gstrein* „*Jungtürkischer Ungeist bleibt ungebrochen*“ in der *Furche* (16.4.2015) zeigt deutlich, dass die Wirklichkeit zum ersten geplanten und organisierten Völkermord des 20. Jahrhunderts die ist, dass es nicht DIE Türken als Gesamtheit waren, die ihn zu verantworten haben, sondern ein maßgeblicher Teil von ihnen.

Es gab aber sehr wohl auch viele bis hinauf zum Kronprinzen Yussuf Izzedin Effendi, die sich dem Vorgehen der Jungtürken entgegen stellten. Das osmanische Archiv in Istanbul belegt dies. Beamte und Offiziere wurden deshalb abgesetzt, degradiert oder umgebracht. Der Kronprinz wurde am

1.2.1916 mit geöffneten Pulsadern tot im Bett aufgefunden – offiziell Selbstmord, tatsächlich aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von Enver Pascha angeordneter Rachemord, weil er im Weg stand. Mit den Jungtürken, die anfangs eine Befreiungsbewegung zur Brüderlichkeit unter den Völkern waren, ging es ähnlich wie mit den Initiatoren der Französischen Revolution, die bekanntlich auch mit dem Motto „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ begann und bald in ein Blutbad führte. Maßgeblich beteiligt an beiden Entwicklungen waren Freimaurerlogen.

Es zeugt nicht von Einsicht, noch weniger von Reue und ist sicher nicht gerade beruhigend, was *Heinz Gstrein* zum Schluss seines Artikels schreibt: „*Ankara nimmt sich jetzt nicht die großen osmanischen Reformsultane aus dem mittleren 19. Jahrhundert, sondern eben jenen Abdül-Hamit II. zum Vorbild: Den Urheber des modernen politischen Islamismus und ersten Schlächters der Armenier: Seinem Wüten waren schon 20 Jahre vor dem eigentlichen Genozid an die 200.000 Männer, Frauen und Kinder zum Opfer gefallen. Erstmals hat eine türkische Führung an diesem 10. Februar wieder amtlich seines Todestages gedacht...*“
Merkt die Welt dabei den Hintergrund?

Vielleicht hast Du Dich schon gewundert, dass so viele Staaten leise treten und nicht den Mut haben, die Wirklichkeit klar und deutlich beim Namen zu nennen.

Dass es oftmals zu keiner öffentlichen Stellungnahme kommt, hängt mit den dann zu erwartenden Folgen zusammen, die jene treffen, die sie wagen. Die Macht liegt auch hier wie sonst nicht auf Seiten der Opfer, sondern der Täter, und diese setzen sie auch ein. Mit der Angstmache vor den Folgen oder tatsächlichen Racheaktionen hat man allezeit erfolgreich gegen Aufdecker und unliebsame Kritiker und Mahner vorgehen können und wird das auch weiterhin tun.

Im Zusammenhang mit dem Gedenken an die Geschehnisse gegenüber den orientalischen Christen und den Armeniern zu Beginn des 20. Jahrhunderts ergibt sich wohl folgerichtig und notwendig ein Blick auf das heutige Geschehen. Schließlich weist der Welt-

verfolgungsindex von Open Doors (www.opendoors.de) eine ganz eindeutige Lage auf.

Du kannst Dir dazu die Weltkarte bei Open Doors ansehen und wirst deutlich einen Verfolgungsgürtel in den muslimischen Ländern von Afrika bis Asien feststellen können. Die Rangliste jener 50 Länder, in denen Christen am stärksten verfolgt werden, beinhaltet nicht zufällig 40 mit muslimischen Regierungen und islamischer Prägung.

Zu dem zu schweigen, was offensichtlich ist und was man weiß, macht mitschuldig!

Es ist für uns alle eine sich nicht nur aus dem Evangelium, sondern auch von den Menschenrechten her ergebende Verpflichtung, nicht nur für Verfolgte und Verfolger zu beten, sondern auch offen gegen diese Verfolgungen aufzutreten.

Eine Möglichkeit dazu bietet z.B. die Unterstützung von Organisationen, die sich dafür besonders engagieren – u.a. wie bereits genannt Open Doors (www.open.doors.de), dann Christen in Not – CSI / Christian Solidarity International Österreich (www.csi.or.at) und www.christenverfolgung.at – eine gute monatlich erscheinende Zeitschrift kann bei csi@csi.or.at bzw. CSI-Österreich, Singerstraße 7/Stiege IV/2.Stock, 1010 Wien bestellt werden), oder Amnesty international Österreich (www.amnesty.at).

In allen islamischen Staaten, in denen wir bei unseren Reisen unterwegs waren, haben wir uns selbstverständlich intensiv mit dem Islam beschäftigt. Sowohl mit seiner offiziellen Lehre, als auch mit der im islamischen Alltag daraus folgenden Lebenspraxis in allen Bereichen, mit der gegebenen oder nicht gegebenen Religionsfreiheit, den beachteten oder nicht beachteten Menschenrechten etc. etc.

Wir haben die Reiseleiter dazu ausgefragt und es haben sich fast alle sehr bereitwillig darauf eingelassen, allerdings eher in schönfärberischer Weise oder direkt zu Werbezwecken als zu einer objektiven Wahrheitsfindung. Bei diesen Reisen haben wir in den verschiedenen Ländern einerseits sehr unterschiedliche Ansichten und auch Lebensweisen beobachten können, aber andererseits auch stets eine durchwegs eingehaltene Linie

im Grundsätzlichen. Diese war aber nach außen hin meist nicht gleich erkennbar.

Natürlich war es uns nur in sehr beschränktem Umfang möglich, einen gründlichen Einblick in das Ganze zu bekommen. Es war meist ein etwas mühsames Zusammensetzen von Teilinformationen und Teilbeobachtungen. Aber immerhin so viel, dass zusammen mit den bei uns erscheinenden Berichten und den Erfahrungen mit den bei uns lebenden Muslimen ein ziemlich guter Überblick möglich wurde.

Ein guter Freund mit einer sehr umfassenden jahrelangen persönlichen Erfahrung schrieb mir vor kurzem: „Ich fürchte nicht die Terroristen..., ich fürchte den guten Islam, weil auch er sich nicht integrieren wird, und wenn er die Mehrheit hat, werden wir sehen, was Islam ist. Das ist jedenfalls meine Meinung. Ich habe sie im Orient zur Genüge kennengelernt.“

Ich fürchte auch die Terroristen und bin zum „guten“ Islam voll und ganz seiner Meinung. Diese Meinung ändert aber keineswegs etwas daran, dass ich eine große Hochachtung habe gegenüber Muslimen, die wir in islamischen Ländern und auch bei uns kennen lernen und deren menschliche Qualitäten wir erfahren durften. Pauschalverurteilungen treffen nie die Wahrheit und sind ungerecht. Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass sich bisher nur vereinzelt friedfertige Strömungen durchgesetzt haben und leider meistens die gewalttätigen.

Es gibt ebenso wenig, wie den Genozid an den orientalischen Christen und Armeniern DIE islamischen Türken damals verschuldet haben, heute DEN Islam und DIE Muslime als geschlossene Einheit. Aber es gibt nicht wenige zu bedenkende Aufrufe zur Gewalt im Koran und eine kritische Masse von gewaltbereiten und gewalttätigen Muslimen.

Diese meine Meinung ändert auch nichts daran, dass ich einen offenen Dialog mit den nichtchristlichen Religionen, also auch und besonders mit dem Islam als größter und einflussreichster Religion nach dem Christentum, und ein gemeinsames Bemühen um wenigstens ein friedliches Nebeneinander für

unerlässlich halte. Dazu ist es unabdingbar, die eigene Religion und auch die je andere möglichst gründlich kennen zu lernen.

Was in den verschiedenen Medien bei uns an Stellungnahmen und Ansichten zum Islam erscheint, ist sehr widersprüchlich. Auch hier gilt der oben bereits zitierte Seufzer von Fred Sinowatz: „Es ist ja alles so kompliziert!“

Das ist es in mehrfacher Hinsicht ganz sicher, also wird es je nach Einstellung und Sichtweise vereinfacht oder verallgemeinert, verharmlost oder hochgespielt etc. Darum sind u. a. die Äußerungen der vereinfachenden und berechnenden Populisten wie die Illusionen der leicht- und gutgläubigen „Gutmenschen“ gleichermaßen zu erwarten. Beide sind gefährlich, weil sie entweder zu einem rasch in den Hass ableitenden Gegeneinander und damit zu sich ausweitenden sozialen Konflikten, zu einem Kampf der Kulturen oder wegen Realitätsverweigerung zur Selbst-aufgabe führen.

Aber auch auf islamischer Seite sind nicht nur die Fanatiker und Terroristen gefährlich, sondern ebenso – und vielleicht sogar auf lange Sicht noch mehr – jene, die vorgeben, es gäbe einen „guten“ Islam, der generell eine Religion des Friedens sei, wobei sie die Gewaltaufrufe im Koran ignorieren und die vielgestaltigen realen Gewalttätigkeiten auf die Politik auslagern. Das ist allerdings entweder verdrängt oder bewusst gelogen, denn die Gewaltaufrufe finden sehr wohl im Koran und die Religion und Politik sind im Islam eins.

Im Blick auf die nachstehend gebotenen Überlegungen zur Konzilserklärung über die

Religionsfreiheit ist es wichtig, sich zum Islam wenigstens zwei wesentliche Grundlagen stets vor Augen zu halten. Die zugestandene Freiheit gegenüber der Ausübung bedeutet keinesfalls eine Zustimmung zur Lehre und einen Freibrief für Praktiken, die der Würde des Menschen und den allgemeinen Menschenrechten widersprechen.

***Grundlage für Lehre und Leben** ist der direkt von Allah durch den Erzengel Gabriel an den Propheten Mohammed geoffenbarte Koran und das auf dem Koran beruhende Gottesgesetz der Scharia.

Als direktes Wort Gottes ist die gesamte arabische Fassung des Korans nicht hinterfragbar und selbstverständlich auch nicht korrigierbar. Der Islam kennt keine historisch kritische Auslegung.

Ein Abgehen von Aussagen des Korans oder deren Anpassung an heutige Grundlagen in Bezug auf die Würde des Menschen oder die allgemeinen Menschenrechte ist daher ausgeschlossen. Muslime, die dies vor allem in Europa versuchen, bilden eine verschwindende Minderheit.

***Der generelle Anspruch des Islam** besteht darin, dass die ganze Welt zum **Dar-al-Islam**, zum **Haus des Islam** gemacht werden muss. Wo dies nicht auf friedliche Weise möglich ist, hat es durch den Dschihad, den heiligen Krieg zu geschehen. Zum Dschihad zählen nicht erst Krieg und Terrorismus, er bedient sich aller Möglichkeiten, um die Oberhand über die nichtislamische Welt zu gewinnen.

Ein einmal von Muslimen bewohntes Land bleibt für immer dem Haus des Islam zugehörig, dies ist z.B. im Heiligen Land eine der Hauptursachen für den unlösbaren Konflikt.

Warum und Wozu sich noch mit den Vorgängen beim II. Vatikanischen Konzil beschäftigen?

Anlässlich des Gedächtnisses an das erste Erscheinen der Tages-Post vor 150 und der O.Ö. Nachrichten vor 70 Jahren schrieb *Gerald Mandlbauer* in den *ÖÖN* vom 7.2.: „Mit dem Zurückblicken und Erinnern ist es so eine Sache, zumal das Gedächtnis uns dabei einen gewaltigen Streich spielt...“ Stimmt, nicht wahr? Wir vergessen Teile, ändern unsere

Sichtweise und Einstellung, werten um etc. etc. Als nächstes stellt er sehr richtig fest: „Doch ohne Vergangenheit kein Verständnis für das Jetzt. Wir können Epochen nicht verstehen, ohne zu wissen, was uns vorausgegangen ist. Unter der Rückblende schrumpft, was uns gegenwärtig als großes Problem erscheint... Auch wenn es Mode

geworden ist, Wissen an Google, eine cloud, auf Smartphones und I-Pads auszulagern und diese Geräte als Anbau unserer biologischen Gehirne zu verstehen, so muss die Kenntnis dieser Vergangenheit immer noch unmittelbar in unseren Köpfen verankert bleiben, zur Einordnung der Gegenwart.“

Stimmt auch – oder nicht? Und die richtige Einordnung der Gegenwart ist noch um den Blick nach vorne zu ergänzen: Ohne das aus dem Wissen um die Vergangenheit gewonnene Verständnis des Jetzt ist auch keine richtige Gestaltung der Zukunft möglich. Darum...

Darum habe ich seit Herbst 2013 versucht, Dir in den Rundbriefen die wichtigsten Konzilsdokumente vorzustellen:

Nr. 4/2013 Konstitution über die heilige Liturgie (Sacrosanctum concilium - SC)

Nr. 1/2014 Dogmatische Konstitution über die Kirche (Lumen gentium - LG)

Nr. 2/2014 Dekret über den Ökumenismus (Unitatis redintegratio - UR)

Nr. 3/2014 Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen (Nostra aetate - NA)

Nr. 4/2014 Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung (Dei verbum - DV)

Nr. 1/2015 Pastorkonstitution über die Kirche in der Welt von heute (Gaudium et spes - GS)

In diesem Rundbrief gehe ich genauer noch auf das Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche (Ad gentes – AG) und auf die Erklärung über die Religionsfreiheit (Dignitatis humanae - DH) ein.

Im Rundbrief Nr. 3/ 2015 soll eine kurze Zusammenfassung der restlichen Konzilsaussagen folgen und in der Nr. 4/2015 eine Würdigung des Konzils und ein Überblick über die nachkonziliare Entwicklung der Kirche.

Darum war und ist mir ein besonderes Anliegen, Dir nicht nur das jeweilige Ergebnis, also den letztlich beschlossenen und verlautbarten Text vorzustellen, sondern auch die Vorbedingungen, den Werdegang, die Auseinandersetzungen, die inneren und äußeren Einflüsse, die sich ergebenden

Sichtveränderungen, die Wegweisungen und die Folgen. Manche haben sich dafür ausdrücklich bedankt. Manche haben mir andererseits mitgeteilt, dass ich mir das hätte sparen können, denn es ist doch schon so lange vorbei. Ich habe mich darum bemüht, denn meine Lebenserfahrung hat mich davon überzeugt, dass man nur so verstehen kann, warum schließlich eben dies und nichts anderes herausgekommen und warum es dann so und nicht anders weitergegangen ist – und dann auch abschätzen kann, wie es aller Wahrscheinlichkeit nach weitergehen wird!

Wer mit mir bereits Reisen unternommen hat, der weiß, wie wichtig mir z.B. bei der Besichtigung einer Kathedrale die Gesamtsicht ist. Dazu ist es nötig, sich vor der Besichtigung erst einmal wenigstens in groben Zügen die Entwicklung auf den verschiedenen Ebenen bis zum Zeitpunkt des Baubeginns und dann während der Bauzeit anzusehen.

Dann gilt es, nicht nur die zu dieser Zeit geltenden theologischen, sondern auch die wirtschaftlichen, sozialen, politischen, kirchlichen, bautechnischen, stilistisch modischen und weitere Umstände wenigstens in etwa kennen zu lernen.

Erst dann kann man verstehen, warum dieser Bau gerade von diesen Menschen, an diesem Ort, zu dieser Zeit, in dieser Größe, in diesem Stil, mit diesem theologischen Programm, in dieser religiösen Symbolik, in dieser Absicht, für diesen Zweck etc. errichtet wurde.

Wer sich diese Mühe nicht nimmt, steht lediglich vor einem schön aufgeschichteten aber ihn nicht betreffenden und nicht bewegenden Steinhaufen und fragt: „Wo ist das nächste Café?“ – Meine Erfindung oder Verdächtigung? Nein, bei einer üblichen Sightseeing-Tour ist das leider nicht selten das „Normale“, sogar mit einem „gebildeten“ Publikum.

Hat man sich schließlich in die Gesamtsicht vertieft, sollte man nicht – wie es leider meist geschieht – mit dem Herumgehen in der Kathedrale beginnen, denn es kommt nicht nur auf die Besichtigung, sondern auf das ganzheitliche Erleben an. Wenn es möglich ist, beginnen wir mit einem Verweilen ganz hinten beim großen Eingangstor und erinnern uns

dort an den „Hausherrn“ und an das Entscheidende, das der Dichter Reinhold Schneider betont hat, dass man eine Kirche nur auf den Knien wirklich kennen lernen und verstehen kann!

„Auf den Knien“ heißt in der Anbetung. Man muss dazu nicht unbedingt leiblich knien, man kann auch stehen oder sitzen, es kommt auf die innere Haltung an.

Manchmal hatten wir das Glück, in einer Kathedrale allein zu sein. Dann war es möglich, den Raum langsam in seiner Weite und Tiefe zu „erschreiten“, hinten und in der Vierung mit einem Lied zu „erhören“, in der Stille vor dem Tabernakel Jesus zu „begegnen“ und schließlich die Heiligkeit und Ausstrahlung des Gotteshauses zu „erspüren“.

Unvergesslich bleibt mir eine Reise in Frankreich zum Thema: „Kirche als Erfahrungsraum des Glaubens“, bei der wir etwa 36 solcher „Erfahrungsräume“ jeder Zeit- und Stilepoche, von der Kapelle bis zur Kathedrale erleben durften.

Was für eine Kathedrale gilt, gilt allgemein.

Bemüht man sich um eine Gesamtsicht, erklären sich viele ansonsten kaum einsichtige Fakten. Ein Beispiel: Bernhard von Clairvaux hatte genug von dem immer weiter sich steigenden Überdrüber von Cluny. Der Benediktinerabtei Cluny hatten sich 2.000 (!) Benediktinerklöster angeschlossen und dadurch eine gewaltige Macht- und Prachtentfaltung ermöglicht. Die Jahrhunderte später im Gefolge der Französischen Revolution zerstörte Kirche Cluny III war mit 240 m (!) Länge der größte Kirchenbau der damaligen Zeit, die darin stattfindende liturgische Prachtentfaltung unbeschreiblich... Bernhard sah diese Entwicklung als Widerspruch zum Mönchsideal, als Ablenkung vom Wesentlichen und holte seine Gemeinschaft wieder herunter in die konsequente Einfachheit. Bewusst wurde für die Neugründung von Klöstern der hinterste Winkel in den damals noch bestehenden Urwäldern gewählt. Dort zählten nur der Pioniergeist, die harte Arbeit, die Askese und die Konzentration auf das unbedingt Nötige und Wesentliche, auch und gerade beim Kirchenbau.

Der neue Weg schien geradlinig auf dieser Ebene weiterzuführen, aber zufällig fiel die Aktivität des neuen Ordens in eine klimatisch sehr günstige Periode, die Landwirtschaft blühte, war ertragreich – und was als Grundlage für Einfachheit geplant war, führte bereits in einigen Jahrzehnten dazu, dass Klöster, die oft aus mehreren hundert Mitgliedern bestanden, ausgerechnet auf diesem für ein armes Leben gewählten Weg reich wurden. Sobald man sich aber mehr leisten kann, wird es immer schwieriger, dennoch konsequent bei der Strenge der Einfachheit zu bleiben. Dazu kommt eine ziemlich allgemein feststellbare Neigung des Menschen, die man gerade im Baustil sehr gut beobachten kann: Er hält die Einfachheit nicht durch, sondern beginnt bald mit Verschönerungen, Erweiterungen etc. – und so findest Du heute auch in Zisterzienserkirchen (etwa in Wilhering oder Schlierbach) wieder das Überdrüber des Prunks, den Bernhard so kompromisslos verbannen wollte.

Ist es nicht Jesus bereits zu Beginn mit seiner Kirche ebenso ergangen? In welcher Einfachheit hat er begonnen! Lies bloß einmal die Stelle von der Aussendung der Jünger (Mk 6, 6b-13).

Er verlängerte und erweiterte nicht die überaus kompliziert gewordene religiöse Lehre und Praxis Israels, sondern führte sie zurück auf das Wesentliche, das ursprünglich von Gott Gewollte (vgl. Bergpredigt).

Die Kirche als Ganze hat die Nachfolge auf dem schmalen Weg des armen und einfachen Jesus nur solange geschafft, als sie verfolgt wurde. Gleich nach ihrer Befreiung betrat sie durch die Begünstigung durch Konstantin die breite Straße zum Ausbau ihrer Macht und ihres politischen Einflusses, sowie zur Anhäufung von Besitz und zur Prunktentfaltung. Aber nicht nur das. Inzwischen ist die Kirche auch wieder beim nicht mehr zu überschauenden Haufen von Lehren, Zeremonien und frommen Übungen gelandet.

Jesus nahm sich für seine Gemeinschaft kein Vorbild am Tempel, dessen über das Volk erhabener Priesterschaft und aufwändigem Kult, sondern begnügte sich bei seinen Jüngern mit einfachen Leuten, für die Liturgie mit einem gewöhnlichen Wohnraum und für

sein Bleiben unter uns mit dem Brechen und Teilen des Brotes und dem Herumreichen des Weinbechers.

Daraus wurde schließlich ein Hochamt mit allem Prunk der etablierten Priesterschaft, die alles wie eine großartige Aufführung vollzieht, der das Volk beiwohnt. Was blieb da von der Idee Jesu vom Zusammenkommen der Seinen,

von der Gemeinschaft mit ihm und vom Teilen untereinander?

Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, Dein Interesse für eine Gesamtsicht zu wecken, dabei auch hinter die Kulissen zu schauen und auf diese Weise zu manch neuer Erkenntnis zu kommen.

Das Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche (Ad gentes)

Man ist fast belustigt, wenn man sich anschaut, wie die Debatte über dieses Dekret begonnen hat.

Heinz Linnerz schreibt dazu: „Am 8.11.64 nahm der Papst zum ersten Mal an einer Generalkongregation teil. Auf der Tagesordnung stand der Beginn der Debatte über das Missionsschema, das die Form einer „Propositio“ hatte. In seiner Ansprache an die Konzilsväter ging Paul VI. auf das Schema ein, das „so viele lobenswerte Ansätze“ enthalte und deshalb seiner Meinung nach, abgesehen von einigen nötigen Verbesserungen, „ohne weiteres angenommen“ werden könnte. Danach verließ der Papst die Aula, und die Debatte begann. Drei Tage später, am 9.11.64, wurde der Text zur völligen Neubearbeitung an die Kommission für die Missionen zurückverwiesen. Um den Papst nicht zu kränken, formulierte man die Abstimmungsfrage so, dass die Väter den Text durch „Ja“ zu Fall bringen konnten. Der Vorgang ist in zweifacher Hinsicht charakteristisch. Er zeigt, wie selbstverständlich und selbstbewußt die Konzilsväter die kollegiale Mitwirkung bei wichtigen Entscheidungen damals schon in Anspruch nahmen und welches Selbstvertrauen das Konzil bereits erreicht hatte.

Freilich, am Ende dieser dritten Session war es dann der Papst, der Nein sagte, als er autoritativ ins Konzilsgeschehen eingriff und sich über die Mehrheitsbeschlüsse hinwegsetzte. Ängstliche Gemüter haben anschließend das Ganze als „Panne“ umzustilisieren versucht. Warum? Es beweist nur, dass die Kirche in ein neues Zeitalter eingetreten ist, in dem Kritik geübt wird, Gegensätze ausgetragen und Kompromisse gefunden werden müssen.“ (Das Konzil hat gesprochen, Seite 138f).

Es stimmt: Mit dem II. Vatikanischen Konzil begann eine neue Zeit für die Kirche – und dass dies nach der Meinung der einen unter allen Umständen verhindert und der Meinung der anderen unbedingt vorangetrieben werden sollte, erklärt sich wohl von selbst.

Franz Gmainer-Pranzl weist auf eine wichtige Entwicklung hin, die das gesamte Verständnis von Mission radikal veränderte: „Nachdem die christlichen Missionen jahrhundertlang als geistlicher, kultureller, theologischer personeller „Import“ Europas nach Afrika, Asien, Lateinamerika und Ozeanien erfolgt waren, brach dieses Selbstverständnis spätestens im Zuge der Entkolonialisierung Afrikas zusammen.“ (Lesebuch Konzil, Seite 299)

Gleichzeitig mit diesem Zusammenbruch erfolgte ein Umdenken hinsichtlich des Eigenwertes der bodenständigen Kulturen und Religionen. Sie wurden nicht mehr einseitig und überheblich auf „primitiv“, „heidnisch“ und sogar „teuflich“ festgelegt. Es erfolgte eine Art Schubumkehr. „Von „Mission“ zu reden war gesellschaftlich und kirchlich nahezu „unanständig“ geworden. Mission wurde gewissermaßen im Augenblick ihres Sturzes zum Thema des Zweiten Vatikanischen Konzils“ (Lesebuch Konzil, Seite 300)

Die neuen Vorstellungen von Mission als „Inkulturation“ standen gegen die gewohnte Sicht von Mission als „Übertragungsmodell“, ebenso die Missionstheologie von Mission als Evangelisierung gegenüber der Mission als Etablierung der Kirche.

Im Spannungsfeld dieser Auseinandersetzungen schaffte das Konzil „eindeutig einen großen Schritt nach vorne: Mission ist kein Teilunternehmen der Kirche, sondern deren

innerste Mitte – das ist zweifellos die zentrale Aussage dieses Dokuments... Die Kirchen des Südens sind nicht bloß „Außenstellen“ und „Hilfsempfängerinnen“ der europäischen Kirche, sondern Partner und Subjekte des Glaubens.“ (Lesebuch Konzil, Seite 300)

In der Alltagspraxis war die Mission längst kein Anliegen der Kirche als Gesamtheit, sondern einzelner Missionsorden etc., für deren personelle und finanzielle Unterstützung in den Pfarren geworben wurde. So ist mir das auch selbst aus meiner Kindheit und Jugend in Erinnerung. In der Kapuzinerkirche in Gmunden stand eine Figur eines Negerleins, das mit dem Kopf dankend nickte, wenn man eine Münze einwarf...

Das Konzil verlässt nicht nur die Sicht der Einbahnstraße von Gebenden zu Empfangenden, sondern ändert auch den Stellenwert der missionarischen Arbeit, indem es feststellt, dass der dreifaltige Gott in den nicht-christlichen Menschen bereits vor den christlichen Missionaren gegenwärtig und am Werk ist, dass diese die Mission daher nicht zu „leisten“, aber das Evangelium zu bezeugen und zu vermitteln haben.

Ein maßgeblicher Grund für die Ablehnung der ersten Vorlage lag darin, dass 1964 auf Wunsch der Konzilsleitung einige Schemata zu Propositiones (= Vorschlägen) verkürzt wurden, um das umfangreiche Konzilsprogramm zu straffen. Darunter litt aber die Aussagekraft, die Konzilsväter lehnten fast alle diese Versuche ab und sie mussten schlussendlich wieder zu ausführlicheren Texten umgearbeitet werden.

Ein weiterer Grund war, dass inzwischen in *Lumen gentium* (z.B. dass die Kirche insgesamt ihrem Wesen nach missionarisch ist und dass sich keine Kultur mit dem Christentum identifizieren darf) wesentliche Aussagen gemacht worden waren. In anderen Dokumenten standen Sätze zur ökumenischen Zusammenarbeit und zum Dialog mit den Nichtchristen. Man konnte und durfte nicht mehr hinter die dargelegten Sichtweisen von der Kirche als „allumfassendes Heils-sakrament“ zurück. Die Konzilsväter mussten außerdem bei einer nüchternen Betrachtung

des bisherigen „Missionserfolges“ feststellen, dass das Evangelium in der starren Verbindung mit der europäischen Kultur und Theologie in den örtlichen Kulturen, vor allem in Asien ein Fremdkörper geblieben war.

Meine mehrmaligen Reisen durch weite Gebiete Indiens und viele Gespräche mit indischen Priestern bestätigten mir immer wieder, dass die Koppelung des Evangeliums mit der europäischen Kultur eine tiefere Annahme und eine echte Inkulturation verhindert hatte – und in manchem immer noch verhindert, weil es von Rom auch nach dem Konzil nicht geduldet wurde, etwa eine eigenständige indische Theologie und Liturgie zu entwickeln.

Heinz Linnerz fasst das Ergebnis im Missionsdekret kurz zusammen: „Die Kirche selbst wird als wesentlich missionarisch beschrieben. Missionarische Tätigkeit ist Aufgabe aller Gläubigen. Das Wort „Mission“ bezeichnet dabei speziell die Verbreitung und Einpflanzung der Kirche bei Völkern, wo sie bisher noch nicht existierte. (Die Evangelisation in bereits christlichen Ländern wird als „Apostolat“ bezeichnet.) Ziel ist die größtmögliche Integration in das Leben des jeweiligen Volkes im Geist der Brüderlichkeit gegenüber den Nichtkatholiken. Die Gemeinden in der Mission sind nicht mehr primär Objekte, sondern sie sollen möglichst schnell selbst Träger der Mission werden. So bezeugen sie, dass die Kirche weder mit der lateinischen Kirche noch mit der abendländisch-westlichen Kultur identisch ist.“ (Seite 141)

Das war nach den vielen Jahrhunderten der überheblichen Bevormundung aus der Überzeugung, dass nur die geschichtlich gewachsene europäische Inkulturation die allein wahre und richtige wäre, wohl ein großer Sprung vorwärts!

Ergänzend zur Zusammenfassung von Heinz Linnerz wäre noch zu erwähnen: Im ersten Kapitel wird auf das in allen Kulturen und nichtchristlichen Religionen bereits vorhandene verborgene Dasein und Wirken Gottes hingewiesen: *„Die Wahrheit, von der die Kirche missionarisch Zeugnis ablegt, ist den Menschen „nicht fremd“, sondern versteht sich*

als „Ferment der Freiheit“ (Art. 8), das sich auch „durch eine Art von verborgener Gegenwart Gottes“ (Art. 9) in den kulturellen und religiösen Traditionen der Völker findet.“ (Lesebuch Konzil, Seite 301)

Diese Erkenntnis und Aussage ist eine unerlässliche Basis für einen Dialog auf Augenhöhe und die Anerkennung von bereits vorhandenen Werten eine Ausgangsbasis für den Aufbau einer bodenständigen Kirche, die nicht als importierter Fremdkörper erlebt wird.

So stellt das Konzil folgerichtig im zweiten Kapitel fest: *Mission heißt Zeugnis und Dialog, bei dem die Christen nicht nur geben, sondern auch „lernen, was für Reichtümer der freigiebige Gott unter den Völkern verteilt hat“ (AG 11).*

Selbstverständlich wird sich in der Mission einerseits eine Verbindung mit bestehenden übernehmbaren Werten und andererseits ein Bruch mit für das Christsein unvereinbaren Anschauungen und Praktiken ergeben. Aber auf jeden Fall sollen die Gläubigen „mit den kulturellen Reichtümern der eigenen Heimat tief im Volk verwurzelt sein“ (Art. 15) (Lesebuch Konzil, Seite 301)

Im dritten Kapitel über die Ortskirchen wird nochmals betont, dass Christsein *nicht in einer „fremden Kultur“, sondern in der „Neuheit des Lebens“ (Art. 21), also in der existentiellen Neuorientierung der Getauften besteht. Die kulturellen Traditionen, die in lebendiger Wechselwirkung mit dem Evangelium bestehen, „werden in die katholische Einheit*

hineingenommen“ (Art. 22) (Lesebuch Konzil, Seite 302).

Wichtig ist die Sicht des auf den Anruf Gottes antwortenden Glaubens, die im vierten Kapitel dargelegt wird. Gott macht immer den Anfang, der Mensch ist der Angerufene und Berufene.

Im fünften und sechsten Kapitel geht es um die „*Ordnung der missionarischen Tätigkeit*“, um organisatorische Fragen und die nochmalige Klarstellung, dass „*die ganze Kirche missionarisch und das Werk der Evangelisation eine Grundpflicht des Gottesvolkes ist*“ (Art. 35)

Das Dekret schließt mit der Überzeugung, „*dass Gott es ist, der den Anbruch seiner Herrschaft auf Erden bewirkt*“ (Art 42)

Zum Schluss betont Franz Gmainer-Pranzl: „*Der unerhörte Anspruch missionarischer Existenz, der die Kirche als Gerufene und Gesandte, als „Volk Gottes unterwegs“, als Botin des Evangeliums und Pionierin ins Unbekannte und Fremde wahrnimmt, ist ein halbes Jahrhundert nach der Veröffentlichung des Dekretes Ad gentes noch nicht eingeholt – aber sein Impuls ist lebendig.*“ (Lesebuch Konzil, Seite 302)

Einen Beitrag zur Umsetzung des Auftrags im Dekret Ad gentes haben wir über unseren Hilfsfonds versucht. Dabei konnten und können wir mit Freude erleben, wie sehr Mission durch ein Miteinander und Füreinander zu dem wird, wie Jesus sich offensichtlich seine Gemeinschaft vorgestellt hat – als mitten im Leben verwirklichte Freundschaft.

Die Erklärung über die Religionsfreiheit (Dignitatis humanae)

Franz Gmainer-Pranzl beginnt seine Darlegungen im Lesebuch Konzil so: „*Kaum ein Konzilsdokument wurde so kontrovers diskutiert und zum Teil auch so erbittert bekämpft wie die „Erklärung über die Religionsfreiheit“ Dignitatis humanae (DH)*“ (Lesebuch Konzil, Seite 317)

Und Helmut Krätzl liefert in seinem Buch „*Im Sprung gehemmt*“ die Begründung dazu: „*Die teils unrühmliche Geschichte der so lange auch von der katholischen Kirche unterdrückten Religionsfreiheit hatte zwei Triebfedern. Die*

eine war die Angst, die wahre Religion könnte dadurch gefährdet und ihre Anhänger in die Irre geführt werden, die zweite war die Sorge, die katholische Kirche könnte ihre dominierende Stellung in vielen Staaten verlieren. Religionsausübung und staatliche Ordnung waren ja vielfach eng verbunden. Das begann schon mit der sogenannten Konstantinischen Wende im vierten Jahrhundert zugunsten der katholischen Kirche. Uniformität in Glaubens- und Sittenfragen sollten Einheit und Stärke des Staates

verbürgen, und dafür bediente sich der Staat der Kirche. Diese wiederum, vom Staat mit verschiedenen Privilegien ausgestattet, bediente sich des „weltlichen Armes“, um die Einheit in Glaubens- und Sittenfragen einzufordern. Kirche und Staat taten dies mit „gutem Gewissen“, waren sie ja sicher, im Besitz der objektiven Wahrheit zu sein. Alle möglichen Formen der Intoleranz bis hin zur Inquisition und Verbrennung von Häretikern waren grausame Folgen.“ (Im Sprung gehemmt, Seite 104)

Gerade bei dieser Erklärung des Konzils gilt die Aufforderung des früheren österreichischen Bundeskanzlers Bruno Kreisky an einen Journalisten: „Lernen Sie Geschichte!“

Sie zeigt auch deutlich, warum ich mich bei allen Aussagen des Konzils bemüht habe, das Davor und Dahinter darzustellen.

Ohne das Wissen um das Davor und Dahinter kann man vieles nicht verstehen.

Das Davor und Dahinter für die Erklärung über die Religionsfreiheit beginnt gleich mit dem Anfang des Christentums, das erst einmal von Freiheit der Ausübung der neuen Religion nur träumen konnte. Dann erlebte es mit Konstantin 313 erst einmal Freiheit, aber bald schon entwickelt sich die Beteiligung an der Macht zu einer problematischen „Ehe“ von Thron und Altar. Die einst ohnmächtige Kirche stieg zur fast alles beherrschenden und in allem mitredenden auf. Die triumphalistische Kirche als „Haus voll Glorie“ erlebte aber dann

vor allem seit der Französischen Revolution, während des 19. Jahrhunderts, den Liberalismus und zuletzt durch den Nationalsozialismus, den Kommunismus und Militärdiktaturen in Afrika, Asien und Lateinamerika einen umfassenden Niedergang ihres Einflusses in einer sich mehr und mehr emanzipierenden und globalisierenden Welt. All das hatten die Konzilsväter als einen zuletzt selbst schmerzlich erlebten Hintergrund für ihre Diskussionen.

Es standen sich vor allem zwei Gruppen gegenüber: *„Eine durchaus einflussreiche Minorität befürchtete, die Gewährung von „Religionsfreiheit“ führe zu einem Verlust des christlichen Wahrheits- und Heilsanspruchs und zu einer völligen Beliebigkeit des kirchlichen Lebens. Die Mehrheit des Konzils vertrat jedoch die Auffassung, die Anerkennung von Religionsfreiheit sei die Weise, wie unterschiedliche religiöse und säkulare Gruppen von Menschen in einer Gesellschaft friedlich miteinander leben könnten, ja sie sei letztlich eine Konsequenz aus dem Glauben an Christus selbst.“* (Lesebuch Konzil, Seite 318)

Interessant ist, dass Bischöfe aus ganz entgegengesetzten Erfahrungsbereichen wie der USA und dem kommunistischen Machtbereich für die Religionsfreiheit waren – erstere, weil sie das Wachsen christlicher Gemeinschaften in einer freien Gesellschaft erlebte, die anderen, weil ihnen die Diktatur keinerlei Chancen dazu ließ.

Wesentliche Aussagen von Dignitatis humanae

Gleich im ersten Satz betont die Erklärung im selben Sinn wie in Gaudium et spes (Art. 14-17) die im Gewissen verantwortete Freiheit auf der Basis der Würde: *„Die Würde der menschlichen Person kommt den Menschen unserer Zeit immer mehr zum Bewusstsein, und es wächst die Zahl derer, die den Anspruch erheben, dass die Menschen bei ihrem Tun ihr eigenes Urteil und eine verantwortliche Freiheit besitzen und davon Gebrauch machen sollen, nicht unter Zwang, sondern vom Bewusstsein der Pflicht geleitet.“* (DH Art. 1) Gleichzeitig erhebt sich die Forderung nach einer klaren Begrenzung der staatlichen

Gewalt vor allem in Bezug auf die geistigen Werte und die religiöse Betätigung.

Dabei geht nicht um einer Forderung der Toleranz, sondern um ein im Wesen des Menschen und in der Offenbarung grundgelegtes Recht. Im Text gibt es keine Forderung mehr nach einem „katholischen Staat“ und dort, wo die Mehrheit katholisch ist, gilt Religionsfreiheit für die nicht-katholische Minderheit ebenso. Die katholische Kirche besteht weiterhin darauf, dass sich die einzig wahre Religion in ihr verwirklicht (vgl. Aussagen in Lumen gentium). Religionsfreiheit bedeutet daher keine gleiche

Gültigkeit der verschiedenen Religionen, sondern betrifft eine andere Ebene, nämlich das soziale Miteinander der Menschen verschiedener Religionen. Freiheit ist immer aus den sozialen Beziehungen heraus zu beurteilen und zu gewähren, es darf also die Freiheit der einen nicht zur Unterdrückung der anderen führen. Wie der „neutrale“ Staat dazu einen geeigneten „Schiedsrichter“ abgeben kann, bleibt fraglich.

Hätten die Konzilsväter, die gerade mit Johannes XXIII. einen neuen Aufbruch der Kirche erlebten, vorhergesehen, wie rasch sich nach dem Konzil die Gesellschaft in eine globalisierte multikulturelle, multireligiöse und gleichzeitig säkularisierte entwickeln, wie schnell die religiöse Verwirrung, die Glaubensverdunstung, das religiöse Analphabetentum und die Distanz zur Institution Kirche zunehmen würden, wären sie wohl im Zugestehen von Freiheit vorsichtiger gewesen. Wie mit der zunehmenden Aufspaltung der Christenheit in freikirchliche und evangelikale Gemeinschaften und dazu noch mit den vielen alten und neuen Sekten oder dem religiösen Supermarkt mit Versatzstücken anderer Religionen, der Esoterik etc. umgehen? Freiheit für alle? Zuschauen zu deren ins Uferlose gehenden Einfluss auf Kosten des eigenen Niedergangs?

Nicht nur in den christlichen Kirchen, auch in den anderen Religionen wuchs aus Angst um die eigene Stellung nach dem Konzil der Einfluss fundamentalistischer Gruppen.

Der Fundamentalismus, besonders der islamistische, ist inzwischen zur weltweiten Bedrohung geworden. Jeder Fundamentalismus kennt und duldet nur die je eigene Sichtweise und lehnt jede Freiheit für andere ab. Wer sich dieser Sichtweise nicht anschließt, wird ausgegrenzt oder vernichtet. Wer die Geschichte gerade der katholischen Kirche kennt, weiß darum, dass sie zeitweise ebenso verfahren ist – sich ihrer Doktrin fügen oder auf dem Scheiterhaufen landen.

Helmut Krätzl hat bereits 1998 in seinem Buch „*Im Sprung gehemmt*“ gefordert, dass die Kirche erneut einen Sprung in die vom Konzil gewiesene Richtung wagen muss: „*Dies zu tun ist die Kirche nicht nur ihrer Treue zum Konzil*

schuldig, sondern auch einer Gesellschaft, der sie zu einem friedlichen und fruchtbaren Zusammenleben verschiedener Kulturen verhelfen soll. Sie darf sich dabei weder von Fundamentalisten in den eigenen Reihen hemmen lassen, noch die Auseinandersetzung mit politischen Kräften scheuen.“ (Seite 119)

Welchen Sprung das Konzil machte, kann man nur erkennen, wenn man den Aussagen die vorausgehende Geschichte gegenüberstellt. Ein Beispiel: Erwähne dich an die bereits erwähnte seit Konstantin sich ausbauende „Ehe“ von Thron und Altar, in der beide Seiten an der möglichst lückenlosen Durchsetzung ihre eigenen Doktrin interessiert waren und sich dabei gegenseitig unterstützten oder bekämpften. Und dann vergleiche damit die folgende Feststellung hinsichtlich des Rechtes auf religiöse Freiheit in Bezug auf Staat und Gesellschaft: „*Dieses Recht der menschlichen Person auf religiöse Freiheit muss in der rechtlichen Ordnung der Gesellschaft so anerkannt werden, dass es zum bürgerlichen Recht wird.*“ (DG Art. 2)

Obwohl alle Menschen zur Suche nach der Wahrheit verpflichtet sind, darf auch jenen die Freiheit nicht verweigert werden, „*die ihrer Pflicht, die Wahrheit zu suchen und daran festzuhalten, nicht nachkommen, und ihre Ausübung darf nicht gehemmt werden, wenn nur die gerechte öffentliche Ordnung gewahrt bleibt.*“ (DH Art. 2)

Nicht nur politische Systeme, die Kirche selbst hatte in ihrer Geschichte oft genug die Gewissensfreiheit missachtet (erinnere dich an die Geschichte der Missionen und an die Auffassungen von Päpsten im 19. Jhdt. zur Gewissensfreiheit).

Das Konzil gibt diese Irrwege zu (DH Art. 12) und es unternimmt eine klare Korrektur bisheriger Vorstellungen und Verhaltensweisen und einen mutigen Schritt, wenn es betont, dass niemand zu einer Form der Religionsausübung genötigt oder daran gehindert werden darf, weil Religion wesentlich der freien persönlichen Entscheidung des Menschen unterliegt.

Die Glaubensfreiheit sieht das Konzil in der Offenbarung begründet, die jedweden Zwang zum Glauben ausschließt (vgl. DH Art. 9-14).

Im heurigen Lesejahr ist der Evangelist Markus an der Reihe. Nach ihm beginnt Jesus seine Verkündigung mit dem Aufruf zu einem neuen Denken (metanoete!) und dazu, das Vertrauen in die gute Nachricht, letztlich in ihn bzw. in den Abba zu setzen (pisteueite!).

Das neue Denken ist keinesfalls durch eine aufgenötigte Gehirnwäsche und das vertrauende Glauben als Antwort auf die Liebeszuwendung Gottes nicht mit Zwang erreichbar. Leider hat sich die Kirche oft nicht an diese eigentlich selbstverständlichen Voraussetzungen gehalten. Umso wichtiger war die vom Konzil vorgenommene Korrektur.

Das Konzil beachtet das gesellschaftliche Selbstverständnis des modernen Menschen und begründet seine Auffassung im Sein und Handeln Jesu Christi. „Der Herr aber ist der Geist, und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“ (2 Kor 3,17), sowie „Zur Freiheit hat uns Christus befreit.“ (Gal 5,1)

Der letzte Satz der Erklärung bekräftigt nochmals deren Grundaussage auch hinsichtlich der der Kirche selbst in der Gesellschaft zustehenden Freiheit: „So steht also die Freiheit der Kirche im Einklang mit

jener religiösen Freiheit, die für alle Menschen und Gemeinschaften als ein Recht anzuerkennen und in der juristischen Ordnung zu verankern ist.“ (DH Art. 15)

Wenn man in der Kirchengeschichte zurückblickt, wie die Kirche selbst mit der religiösen Freiheit in ihren eigenen Reihen, sowie nach außen anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften und erst recht den nichtchristlichen Religionen gegenüber umgegangen ist, merkt man wohl deutlich einen Sprung vorwärts. Noch 1832 hatte Papst Gregor XVI. in seiner Antrittsenzyklika Mirari vos die Gewissensfreiheit als „Wahnsinn“ (deliramentum) bezeichnet!

Dass sich in der katholischen Kirche das Reich Gottes verwirklicht, bleibt in der Erklärung zur Religionsfreiheit aufrecht, die Wahrheit wird nicht dem Indifferentismus und Relativismus preisgegeben, aber die Kirche verabschiedet sich vom Diktat der Wahrheit und gibt der freien Argumentation einen Raum.

Dein Bruder

Termine

Gottesdienste in der Pfarrkirche Brunnenthal: jeden 2. Freitag im Monat um 19:30 Uhr während der Sommerzeit und um 19:00 Uhr während der Winterzeit.

Im Juli und im August ist kein Gottesdienst

Cursillo: Cursillofest am Pfingstmontag 25.5. in Grünau, ab 9:30 Uhr, Referent Dr. Franz Kogler

Cursillo für Frauen und Männer im Exerzitenhaus Subiaco 4.6. – 7.6. /Anmeldung: cursillo@dioezese-linz.at

Reisen

Für die Reise nach **Sachsen und Dresden** vom 22. – 29.8. sind noch einige Plätze frei.

NB.: Bei Einzahlungen für Rundbriefe und Reisen bitte unbedingt IBAN: AT52 3445 5000 0402 3818 / BIC: RZOOAT2L455 verwenden (wir zahlen sonst hohe Bankspesen oder das Geld kommt nicht an)!

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Pfarrkirche Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärding

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 022031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe rédoüte/Bureau de poste

A- 4780 Schärding (Autriche) Taxe percue